1,20 DM/Band 180

Neuer Roman

BASTEI

# GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

# Der schwarze Würger

von Jason Dark

Belgien Luxemb. F 20 · Frankr. F 2,40 · Italien L 500 · Niederl. f 1,50 · Österr. S 9,- · Schweden kr 2,50 i.m. · Spanien P 28 · Schweiz Fr 1.50




# Der schwarze Würger

## Gespenster Krimi Nr. 180

*von Jason Dark*

*erschienen am 22.02.1977*

*Titelbild von Vicente Ballestar*

Sinclair Crew

# Der schwarze Würger

Wenn die Nebelschleier wie lange Geisterfinger durch die Straßen schleichen und wenn die Finsternis ihren Mantel über das Land gelegt hat, dann verschließt Fenster und Türen!

Denn das ist seine Zeit!

Dann steigt er aus den Tiefen der Hölle, um Angst und Schrecken zu verbreiten!

Grausam sind seine Taten!

Niemand kann ihm Einhalt gebieten!

Denn er ist der SCHWARZE WÜRGER!

Sektkelche stießen gegeneinander. Das helle Klingen der Gläser schwang wie leises Glockengeläut durch den festlich geschmückten Raum des Nobelhotels.

»Auf deinen Geburtstag, Perry«, rief eine nicht mehr ganz sichere Männerstimme.

»Ja!« brüllten die anderen Gäste im Chor. »Auf deinen Geburtstag!«

Perry Clifton war der Held des Tages. Ein strahlender Playboy, Star des Londoner Jetsets. Und mit ihm feierte die Clique. Ein buntgemischter Haufen. Vom Starlet über den verwöhnten Millionärssohn bis hin zum Rauschgiftdealer war alles vertreten. Perry gab eine Fete. Die Schau des Jahrhunderts. Und sie waren berüchtigt, diese Feiern. Da blieb kein Auge trocken. Da wurde über die Stränge geschlagen, daß sich die Balken nur so bogen. Und wenn etwas passierte? Nun, mit Geld ließ sich alles regeln.

»Auf den Tisch, Perry! Auf den Tisch!«

Perry Clifton flankte auf einen runden, stabilen Holztisch. Mit einem Tritt fegte er die Blumenvase von der Platte. Sie fiel zu Boden und zersprang unter dem Beifallsgebrüll der Gäste in tausend Scherben. Perry stand auf der Tischplatte wie ein Held. Er fühlte sich auch so. Sein weißes Seidenhemd war bis zum Bauchnabel hin geöffnet. Hauteng lagen die Jeans um Hüften und Beine. Die Füße steckten in weichen handgearbeiteten Lederstiefeln. Verschwitzt hing Perry Clifton das lackschwarze Haar in die Stirn. Darunter blickten zwei kalte Augen. Der schmallippige Mund war spöttisch verzogen, zeigte Verachtung.

Perry schwenkte das Sektglas. Champagner spritzte heraus, klatschte einer nahe am Tisch stehenden Blondine mitten ins Gesicht. Das Girl kreischte. Angetrunken war die Kleine, und jetzt versuchte sie mühsam, auf den Tisch zu klettern.

Sie schaffte es mit Händen und Füßen.

Ein paar Typen hatten einen Kreis gebildet und feuerten die Blondine an.

Da hob Perry den Fuß.

Die Clique kreischte.

Das Girl bekam große, angsterfüllte Augen, begriff trotz des umnebelten Hirns.

»Perry, du…«

Perry Clifton lachte gellend. Er drückte seine geriffelte Sohle gegen die Brust des Girls.

Dann trat er zu.

Rücklings fiel das Mädchen vom Tisch. Grölend sprangen die anderen zur Seite. Niemand fing die Blondine auf. Hart prallte sie auf den Boden. Schmerz zeichnete ihr Gesicht. Das blaue Kleid rutschte bis weit über die Knie.

Ein blondgefärbter Transvestit leerte kichernd sein Glas über die Gestürzte.

Perry Clifton lachte. Er hatte wieder einmal seinen großen Auftritt gehabt. So und nicht anders mußte man sie behandeln, diese dummen Gänse, die sich ihm dauernd an den Hals werfen wollten. In jeder Nacht hätte er zehn im Bett haben können, aber das alles hatte er schon hinter sich. Er brauchte was Neues, was Aufregendes. Die Clique mußte sich endlich einmal etwas einfallen lassen.

Die Blondine erhob sich. Sie wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Ihr Gesicht war naß und klebrig. Die Schminke verlief. Wimperntusche malte zwei schwarze Streifen auf ihre Wangen.

»Hau ab, Blondie!« brüllte Clifton. »Sonst drehe ich dich noch einem Scheich an!«

Wieder grölten die Gäste.

Jemand faßte Blondie an der rechten Schulter, drehte das Girl herum und drückte ihm ein Glas mit Whisky in die Hand.

»Trink aus, Honey!«

Die Blonde kippte den Schnaps, war wieder versöhnt und warf sich erneut in den Trubel.

Sie war auch die erste, die in den Pool flog. Kreischend landete sie im Wasser.

Zwei »Retter« sprangen ihr sofort nach, bekamen sie zu fassen und zogen ihr mit zwei routinierten Griffen das Kleid vom Körper. Nur noch im knappen Slip kraulte Blondie dem Beckenrand zu, wo man ihr mit Vergnügen aus dem Wasser half.

Der erste, der ihr die Hand gereicht hatte, ließ sie nicht mehr los. Gemeinsam verschwanden sie in einem der Hotelzimmer. Perry Clifton hatte eine gesamte Hoteletage gemietet. Geld hatte er mehr, als er ausgeben konnte. Deshalb war diese Feier eine Kleinigkeit für ihn.

Cliftons Vater war nicht umsonst einer der reichsten Männer Englands. Er hatte seine Millionen mit Konservendosen gemacht. Jetzt gehörten ihm allerdings noch einige andere Firmen.

Perry hatte keine Lust, in den Pool zu springen. Die Zeiten waren längst vorbei. Er stand an der Bar und trank Wodka aus der Flasche. Wodka war sein Lieblingsgetränk. Er schluckte das Zeug wie Wasser. Dann setzte er die Flasche ab und griff nach einer herumliegenden Schachtel Zigaretten.

Ein Feuerzeug schnippte auf.

Clifton drehte den Kopf und sah neben sich seinen Bruder stehen. Dan Clifton war das glatte Gegenteil von Perry. Er hatte zwar das gleiche lackschwarze Haar, doch das war auch alles. Dan Clifton war ein Träumer. Er hatte studiert und schwärmte von Expeditionen nach Brasilien. Leider ließ das seine Gesundheit nicht zu. Dan Clifton war

von Natur aus kränklich. Er hatte einen blassen Teint und immer tiefe Ränder unter den Augen, die auch von der Hornbrille nicht verdeckt werden konnten. Er trug einen dunkelblauen Anzug und eine dazu passende Krawatte aus schwerer Seide.

Perry Clifton stieß den Rauch durch beide Nasenlöcher aus. »Du hast dich wohl verlaufen, Danny-Boy, wie?«

»Wieso?«

Perry lachte. Dann machte er mit dem linken Arm eine umfassende Geste. »Hör zu, Muttersöhnchen. Das hier ist was für Erwachsene, für Leute mit Pep, aber nicht für Versager. Geh nach Hause und schnitz dir ein Blasrohr für deine Expedition.«

»Warum, Perry? Du hast doch schließlich Geburtstag. Und da wollte ich etwas mitfeiern.«

Jetzt bekam Perry große Augen. Er verschluckte sich sogar am Rauch der Zigarette.

»Du willst tatsächlich mit einen draufmachen?« fragte er, als er sich ausgehustet hatte. »Das ist ‘n Ding. He, Leute!« brüllte er plötzlich. »Kommt mal her.«

»Perry, ich…«

»Ach, halt den Rand.«

Einige Gäste kamen angelaufen. Grinsend blieben sie vor den beiden Brüdern stehen.

»Was ist das denn für eine Figur?« kicherte eines der Betthäschen.

Perry schlug Dan kräftig auf die Schulter. »Das ist mein lieber Bruder Danny. Ein heißer Typ, was?« Er lachte.

Dan Clifton bekam einen roten Kopf, als er Mittelpunkt der allgemeinen Belustigung war.

»Heiß? Ist der wirklich heiß?« fragte Jonny Reno, ein stadtbekannter Rauschgift-Dealer.

»Und wie!«

Reno lachte, daß seine beiden Goldzähne blitzten. »Dann braucht er Abkühlung. Los, worauf warten wir noch?«

»Jaaa!« brüllte die Meute im Chor. Und dann stürzten sich vier Mann auf Dan Clifton.

Perry machte mit. Er bog den Kopf seines Bruders nach unten, nahm Dan in den Schwitzkasten, so daß die anderen keine Mühe hatten, die Beine zu packen.

Vergebens trommelte Dan mit den Fäusten gegen Perrys Hüften. Der lachte nur.

Unter großem Hallo und Anfeuerungsrufen der Girls wurde Dan Clifton zum Pool geschleift. Zwei nackte Pärchen tummelten sich noch darin, die aber schnell über die Leiter hinauskletterten, als sie sahen, was die anderen vorhatten.

Die Männer hatten Dan hochgehoben.

Im Chor brüllten sie die Kommandos.
»Eins – zwei…«
Bei drei ließen sie Dan Clifton los. Der junge Mann flog im hohen Bogen durch die Luft und landete klatschend im Wasser, das durch die farbigen Kacheln grün schimmerte.
Das Wasser schlug über Dan Clifton zusammen. Zahlreiche Augenpaare richteten sich auf den unfreiwilligen Schwimmer, der verzweifelte Paddelbewegungen machte, um an die Oberfläche zu kommen.
Grinsend sahen die Leute zu, bis einer sagte: »Ich glaube, der kann gar nicht schwimmen.«
Perry Clifton hörte den Satz und hechtete mit brennender Zigarette im Mund seinem Bruder nach, der wie ein Stück Treibholz dicht unter der Wasseroberfläche schwamm.
Perry bekam Dan zu packen, zog ihn hoch und schwamm mit ihm an den Rand.
Hilfreiche Hände hoben Dan aus dem Wasser, der würgte und sich dann übergeben mußte.
»Mann, du bist vielleicht ‘ne Memme«, keuchte Perry und wischte sich das Wasser aus dem Gesicht. »Mich wundert es nur, daß du noch nicht in der Badewanne ertrunken bist.«
Diese Bemerkung löste wieder einen allgemeinen Heiterkeitsausbruch aus.
Mühsam stemmte sich Dan Clifton auf die Beine. Er spuckte und hustete noch immer.
Eines der Girls warf ihm ein Handtuch zu.
Clifton wischte sich das Gesicht ab. Dann ließ er das Handtuch fallen. Seine Brille lag irgendwo auf dem Grund des Pools. Mit hängendem Kopf schlich Dan Clifton aus dem Raum. Er drehte sich nicht ein einziges Mal mehr um.
»Jetzt weint er sich bei Mammy aus«, meinte einer.
Für diese Bemerkung fing er sich einen Schwinger ein. Perry hatte aus der Drehung heraus zugedroschen. Der Sprecher klatschte in das Schwimmbecken.
Keiner lachte mehr.
Nur Jonny Reno fragte: »Was ist denn auf einmal los, Perry?«
Clifton winkte ab. »Ach, ihr könnt mich doch alle mal…« Dann machte er auf dem Absatz kehrt und ging den gleichen Weg, den auch sein Bruder genommen hatte.
»He, ist die Party jetzt zu Ende?« rief Reno.
»Nein, ich ziehe mir nur was anderes an.« Clifton grinste. »Ihr könnt weitersaufen.«
Er verließ den Raum durch die Schwingtür, fuhr mit dem Lift fünf Stockwerke tiefer und betrat seine Hotelsuite.

Sie umfaßte drei Zimmer. Alle phantastisch eingerichtet und für einen normal Sterblichen nicht zu bezahlen.

Perry Clifton betrat den Schlafraum, wo auch der kleine Schreibsekretär stand. Er war aus feinstem Mahagoni und handgearbeitet.

Der Kristallüster an der Decke verbreitete gedämpftes Licht, gerade soviel, um noch lesen zu können.

Aus diesem Grund sah Perry Clifton auch den Zettel.

Er lag mitten auf der blankpolierten Schreibtischplatte. Clifton zog irritiert die Augenbrauen zusammen, nahm den Zettel und begann zu lesen.

Und dann hatte er das Gefühl, von einem Tiefschlag getroffen zu werden.

Auf dem Zettel standen nur ein paar Worte.

DU STIRBST NOCH HEUTE NACHT!

Der schwarze Würger.

***

Perry Clifton wurde schlagartig nüchtern. Er merkte, wie sich Schweiß in seinen Handflächen sammelte, ein Zeichen äußerster Erregung bei ihm.

»Verdammter Hund!« preßte Clifton zwischen schmalen Lippen hervor, nahm den Zettel, knüllte ihn zusammen und warf ihn wutentbrannt auf den Boden.

Wenn jemand versuchen wollte, ihn auf diese Art und Weise in Angst und Schrecken zu versetzen, dann hatte er sich getäuscht. Furcht kannte Clifton nicht. Allerdings war er auch noch nie in lebensbedrohende Situationen hineingeraten. Bisher hatte er alles mit seinem Geld regeln können.

Etwas anderes kam Clifton in den Sinn. Wenn dieser Zettel nur ein Scherz seiner Freunde war?

Clifton grinste. Ja, diese Möglichkeit schien ihm akzeptabel zu sein. Die Clique hatte sich mit ihm einen Scherz erlaubt. Und gar nicht mal schlecht, das mußte sich Clifton eingestehen.

Aber wer hatte den Zettel geschrieben? Diesem Knaben würde er trotz allem einiges langziehen. Während Perry sich bückte, um das zerknüllte Papier aufzuheben, beschäftigte er sich bereits mit den Rachegedanken.

Sorgfältig faltete er den Zettel auseinander und glättete ihn mit dem Handballen.

Dann las er noch einmal Wort für. Wort. Jeden einzelnen Buchstaben tastete er mit seinen Blicken ab.

Doch das Ergebnis war negativ. Perry Clifton kannte die Handschrift nicht. Außerdem hatte der Schreiber Blockbuchstaben benutzt, die in

der Regel schlecht zu identifizieren waren.
Ärgerlich knüllte Perry Clifton das Papier wieder zusammen und warf es auf den Boden. Er nahm sich vor, sich nachher nichts anmerken zu lassen. Vielleicht sprach ihn irgendeiner der Kumpane darauf an. Perry wandte sich um und trat an den weißlackierten und mit zahlreichen Schnörkeln versehenen Kleiderschrank, dessen vordere Fläche durch vier Türen unterteilt war.
Perry Clifton öffnete die Mitteltür.
Er hatte einige Anzüge, Hosen, Hemden und Schuhe mit ins Hotel genommen und wollte gerade nach einer frischen Jeans greifen, als das Licht verlöschte.
Perry Clifton hatte die Hand schon nach der Hose ausgestreckt. Genau in dieser Haltung blieb er stocksteif stehen.
Augenblicklich dachte er wieder an die Morddrohung. Er fühlte, daß sich seine Nackenhaare sträubten, und obwohl der Lichtausfall eine natürliche Ursache haben konnte, glaubte Perry Clifton nicht so recht daran.
Langsam drehte er sich um.
Es waren nicht alle Lichter in der Hotelsuite ausgegangen. Neben dem prunkvollen Bett brannte noch eine Wandlampe. Sie schuf eine runde, helle Lichtinsel, gerade ausreichend, um die Gestalt erkennen zu können, die neben dem Bett stand.
Perry Clifton erschrak bis ins Mark.
Er hatte den unheimlichen Besucher nicht ins Zimmer kommen gehört, obwohl es totenstill gewesen war. Nicht das leiseste Geräusch hatte er vernommen.
Das ging nicht mit rechten Dingen zu!
Wie ein Blitzstrahl schoß Perry Clifton der Gedanke durch den Schädel. Allerdings sagte er sich im gleichen Augenblick, daß der Unbekannte schon vorher im Zimmer auf ihn gelauert haben konnte. Sekundenlang fixierten sich die beiden ungleichen Männer. Perry Clifton hatte Zeit, die Gestalt näher zu betrachten.
Sie trug einen dunklen, bis zur Erde reichenden schwarzen Mantel oder Umhang. Auf dem Kopf saß ein Schlapphut, dessen vordere Krempe tief nach unten gebogen war. Die Finger des Unheimlichen steckten in ebenfalls schwarzen Handschuhen, deren Stoff jedoch auf der Innenseite blutrot schimmerte. Dort, wo sich normalerweise das Gesicht eines Menschen befindet, entdeckte Clifton nur eine ovale Fläche. Sie schimmerte weiß, schien aber immer wieder zu verwischen, um jedoch in der gleichen Sekunde von neuem zu entstehen. Perry Clifton raffte allen Mut zusammen und quälte sich ein schmales Grinsen ab.
»Okay, Freund«, sagte er. »Du hast deinen Spaß gehabt und mich in Schrecken versetzt. Jetzt aber bin ich dran. Zieh endlich deine alberne

Verkleidung aus.«

Die Gestalt rührte sich nicht. Nur die behandschuhten Hände öffneten und schlossen sich. Jedesmal, wenn Perry den roten Stoff sah, wurde er an Blut erinnert.

Er schüttelte diesen Gedanken ab und wollte kurzerhand auf die Gestalt zugehen.

Der Playboy kam genau zwei Schritte weit, als ihn ein scharfer Ruf stoppte.

»Halt!« dröhnte ihm die Stimme entgegen. Sie war so befehlend, daß Clifton gehorchte.

»Dies hier ist kein Mummenschanz«, sagte der Unheimliche. »Du hast die Worte auf dem Zettel gelesen?«

Clifton nickte stumm.

»Dann weißt du auch, was dir bevorsteht, Perry Clifton.« Clifton rang nach Luft. Sein Herz schlug plötzlich wesentlich schneller.

»Du – Sie wollen mich also wirklich umbringen?« fragte er mit rauh klingender Stimme.

»So stand es auf dem Zettel.«

Perry wischte sich über die schweißnasse Stirn, während er fieberhaft nach einem Ausweg sann. Die Tür konnte er schlecht erreichen. Sie war erstens zu weit entfernt und wurde zweitens von dem schwarzgekleideten Kerl gut abgedeckt. Blieb nur noch die Klingel an der Wand. Durch einen Knopfdruck konnte man den zuständigen Etagenkellner holen. Und wie Clifton wußte, war das Personal in dieser Luxusherberge ziemlich fix.

Als er diesen Entschluß gefaßt hatte, fühlte er sich wieder sicherer. »Okay, Mann«, sagte er und trat einen Schritt auf die Wand zu. »Wenn du mich unbedingt umbringen willst, dann…« Clifton sprach den Satz nicht mehr zu Ende, sondern handelte sofort. Aus dem Stand warf er sich vor, geradewegs auf die Wand zu. Die Distanz von ihm zum Rufknopf war wesentlich kürzer als die des Eindringlings zu Perry Clifton.

Aber dann kam doch alles ganz anders.

Dort, wo die Gestalt eben noch gestanden hatte, war sie plötzlich nicht mehr. Von einem Atemzug zum anderen hatte sie sich aufgelöst und materialisierte dicht neben Perry Clifton. Nur ein silbriges Flimmern war dort zurückgeblieben, wo sie sich vorher noch aufgehalten hatte. Perry Clifton bekam den Vorgang gar nicht richtig mit. Bevor er die Hand noch auf den Rufknopf pressen konnte, packte der Unheimliche zu.

Wie die Backen eines eisernen Schraubstocks, so umklammerten die Finger Perry Cliftons Gelenk. Ein harter, brutaler Ruck riß Clifton nach hinten. Er verlor die Balance, und noch bevor er auf den Boden fallen konnte, bekam er einen eisenharten Schlag gegen die Brust, der

ihm die Luft raubte.

Der Unheimliche hatte eine mörderische Kraft.

Clifton wurde gegen den Schrank geschleudert, prallte mit dem Rücken gegen die schmale, aber harte Kante der offenstehenden Tür, rutschte ab und fiel zwischen seine teuren Anzüge.

Er riß dabei mehrere Bügel vom Haken und wurde von den Kleidungsstücken begraben.

Ein eleganter Mohairsakko fiel ihm so unglücklich über den Kopf, daß sein Hilfeschrei erstickt wurde.

Der Unheimliche ließ Perry Clifton keine Chance zur Gegenwehr. Er bückte sich, packte den Playboy an den Beinen und zog ihn aus dem Schrank.

Der Aufprall mit dem Hinterkopf wurde durch den dicken Teppich gebremst. Der Sakko rutschte von Perrys Kopf herunter. Zwei stahlharte Fäuste rissen ihn hoch.

Perrys Augen waren weit geöffnet. Sein Mund hatte sich zu einem Schrei geformt, doch da umklammerten zwei Würgehände seinen Hals.

Kurz nur leuchteten die Innenflächen der Handschuhe auf. Rot wie Blut…

Der schwarze Würger kannte keine Gnade. Perry Clifton gelang nicht einmal mehr ein Röcheln. Augenblicklich wurde ihm die Luft knapp. Die Augen traten aus den Höhlen. Schon wallte der Schleier einer sich ankündigenden Bewußtlosigkeit vor seinen Augen.

Clifton sackte zusammen, und der Würger ließ nicht locker. Vornübergebeugt stand er da, und erst nach mehreren Minuten lösten sich die Hände vom Hals des Mannes.

Schwer fiel Perry Clifton zur Seite.

Er war tot!

Den schwarzen Würger kümmerte das Opfer nicht mehr. Seine Aufgabe war erledigt.

Er verschränkte die Arme vor der Brust, und noch im gleichen Moment löste sich seine Gestalt auf.

Wie ein Spuk war der Unheimliche verschwunden.

***

Jonny Reno bemerkte Perry Cliftons Verschwinden als erster. »He«, rief er. »Hört doch mal her, Leute. Wo ist denn unser Geburtstagskind?«

Allgemeines Achselzucken. Niemand achtete auf ihn. Die meisten waren auch mit sich selbst oder ihren Girls beschäftigt. »Scheiße«, knurrte Reno und griff nach einem Glas. Der Scotch war zu warm, und Reno kippte ihn kurzerhand ins Schwimmbecken. Plötzlich stand Nanette neben ihm. Nanette war ein draller Käfer und mit Kurven

ausgestattet wie eine Rennstrecke. Das Girl gab vor, Französin zu sein. Sie sprach auch mit entsprechendem Akzent. Nanette hatte braunes, wirres Lockenhaar, trug ein knallrotes T-Shirt und weiße Hot Pants. Eine Freundin hatte sie mit auf die Party gebracht. Sie war sozusagen neu und hatte sich ausgerechnet Reno als Partner ausgesucht.

Der Typ gefiel ihr. Nanette hatte schon immer viel von Muskeln gehalten, und auch das gewisse brutale Etwas, das sie bei Männern so liebte, fehlte bei Reno nicht.

Nanette hakte sich bei dem Rauschgiftdealer unter. Sie machte es so geschickt, daß Renos angewinkelter Ellbogen ihren BH-losen Busen berührte.

»Was willst du von Perry, Darling? Du hast doch mich!« Mit ihrem gekonnten Augenaufschlag hätte sie bei jedem alternden Filmregisseur Karriere gemacht, nicht aber bei Jonny Reno. Wenigstens nicht in diesem Augenblick.

»Schwing die Hufe, Puppe«, sagte der Dealer. »Du kommst schon früh genug auf meine Matratze.«

Nanette schmollte und zog hastig den Arm weg. »Ich hätte dich nicht für so prüde gehalten«, meinte sie spitz. »Wenn ich da an unsere Pariser denke…«

Jonny Reno blickte die Französin so an, daß sie lieber den Mund hielt. Reno aber sah auf die Uhr.

Jetzt war Perry Clifton schon über eine halbe Stunde überfällig. So lange zog sich wohl kaum einer an. Oder aber er war mit einem Girl verschwunden.

Reno grinste bei diesem Gedanken. Dann brauchte Perry noch ein bißchen Zeit, denn seine Kondition war nicht gerade die beste. Das hatte er selbst mal im betrunkenen Zustand zugegeben. Jonny Reno dachte wieder an Nanette. Eigentlich konnte er jetzt wieder auf die Kleine zurückgreifen. Sie war genau seine Kragenweite. Momentan saß Nanette an der Bar, ertränkte ihren Kummer in Champagner und redete mit dem Mixer.

Jonny Reno schlenderte auf die Bar zu. Auch er kam sich vor wie ein King. Sein Smokingjackett war cremefarben, die Hose pechschwarz und die Bügelfalten so scharf, daß man damit hätte Butter schneiden können. Reno trug ein violettes, mit Rüschen bedecktes Seidenhemd. Sein Haar war hellblond gefärbt und fiel in Wellen bis über die Ohren. Nur das verlebt aussehende Gesicht ließ darauf schließen, daß Jonny Reno die Vierzig schon hinter sich gebracht hatte. Daran konnte auch die Solariumbräune nichts ändern. Besonders stolz war er allerdings auf seine beiden Goldzähne. Sie waren sozusagen sein Markenzeichen. Die echten Schneidezähne hatte ihm mal ein Hafenstauer mit einem Enterhaken aus dem Mund geschlagen. Und wegen dieser beiden Zähne trug Jonny Reno auch in der Unterwelt den Namen Goldzahn.

Mit einem Tritt räumte er einen ihm im Weg stehenden Barhocker zur Seite. Aus tückischen, verwaschen wirkenden graublauen Augen blickte er den Mixer an.

»Mach die Fliege, Sonny-Boy«, sagte er.

Der Mixer zog sich eingeschüchtert zurück.

Nanette war das gar nicht recht. »Ich habe mich gerade so gut mit ihm unterhalten«, schmollte sie und setzte das Sektglas an die Lippen, um einen Schluck zu trinken.

Reno schlug es ihr aus der Hand. Das Glas fiel auf die Bar und zerbrach.

Nanette quiekte: »Was tust du, Jonny?«

Reno zog die Französin zu sich heran. »Hör zu, Püppchen«, flüsterte er gefährlich leise. »Für die nächsten drei Tage gehörst du mir. Dann nämlich habe ich genug von dir. Du bekommst eine schöne Abfindung und läßt dich nie mehr wieder bei mir blicken. Okay?«

»Aber Jonny-Darling.« Nanette zierte sich wie ein Pfau. »Du brauchst mir doch kein Geld zu geben. Für dich tue ich alles.« Jedoch ihre Augen straften die Worte Lügen.

Reno lachte. »Spiel mir nichts vor. Ich habe noch nie eine gesehen, die bei ein paar Scheinchen Nein gesagt hat. So und jetzt komm!« Er zog Nanette vom Hocker.

»Wohin denn?«

»Muß ich dir das noch sagen?«

Nanette kicherte albern. »Nein, mein großer Held. Dahin will ich ja auch.«

Natürlich hatte Reno nicht vor, das Girl jetzt schon abzuschleppen. Er hatte genau wie Perry Clifton eine Hotelsuite gemietet und dazu noch auf der gleichen Etage.

Im Fahrstuhl wurde Nanette wieder zärtlich. »Hast du schon mal mit einer Französin geschlafen?« raunte sie dem Dealer ins Ohr. Als Antwort zündete sich Reno eine Zigarette an.

Der Lift stoppte, und lautlos glitten die Türen auf.

»Raus mit dir«, sagte Reno und schob Nanette vor sich her. Seine Zimmer befanden sich am Ende des Hotelflurs. Er mußte an Perry Cliftons Suite vorbei.

Er hatte die Tür schon fast passiert, als ihm der Gedanke kam. »Wollen doch mal sehen, was der gute Perry denn so treibt«, sagte er und grinste.

Auch Nanette begann zu kichern. »Du meinst, wir sollten zu…«

»Davon habe ich nichts gesagt.«

Reno klopfte gegen die Tür.

Nichts.

Der Dealer wunderte sich, nahm noch einen Zug aus der Zigarette und schnippte sie dann zielsicher in eine auf dem Flur stehende

Blumenvase.

»Du mußt lauter klopfen«, meinte Nanette.

»Weiß ich selbst, zum Teufel. Fall mir nur nicht auf den Wecker!« schnauzte Reno. Jetzt hämmerte er mit der Faust gegen das Holz. Als sich immer noch nichts rührte, war er es leid. »Dem werde ich den Spaß verderben«, sagte er, legte die Hand auf die Klinke und öffnete mit einem Ruck die Tür.

Er wunderte sich nicht einmal darüber, daß die Tür nicht abgeschlossen gewesen war. Auf solche Kleinigkeiten hatte Perry Clifton noch nie geachtet.

Reno betrat die Suite.

Lautlos, da die Teppiche seine Schritte bis zur völligen Geräuschlosigkeit dämpften.

Nanette ging hinter ihm. Ihr Gesichtsaudruck zeigte gespannte Erwartung.

»He, Perry«, rief der Rauschgift-Dealer. »Komm, mach hier keinen Aufstand, sondern zeig dich. Welche Puppe hast du dir denn geschnappt?«

Während der Worte war Jonny Reno weitergegangen. Er hatte auch Licht gemacht und sah durch die halb offenstehende Schlafzimmertür, daß dort auch Licht brannte.

Allerdings war es in dem Zimmer still. Zu still für Renos Geschmack. Mit dem Fuß stieß er die Tür auf.

Und da sah er Clifton liegen.

Er wußte im gleichen Augenblick, daß dem Mann nicht mehr zu helfen war.

»Verdammter Mist«, lautete sein einziger Kommentar. »Jetzt haben wir die Bullen auf dem Hals.«

Nanette hatte sich auf die Zehenspitzen gestellt und über Renos Schulter gesehen.

Als sie den Toten sah, schrie sie gellend auf, und erst zwei harte Schläge gegen die Wangen ließen sie verstummen.

Reno aber ging zum Telefon und tat das, was er noch nie in seinem Leben gemacht hatte.

Er rief die Polizei an.

***

Regen und trübes Wetter sind für London nicht ungewöhnlich. Besonders im Herbst zeigte sich der Wettergott von seiner schlechten Seite. Der Himmel war mit grauen Wolken überdeckt. Nieselregen fiel langsam, aber stetig herunter. Schon am Tage wurde das Licht eingeschaltet, und die Anzahl der Verkehrsunfälle mit Sachschäden schnellte wieder in die Höhe.

Aber daß John Sinclairs Stimmung sich dem Wetter anglich, geschah

nicht alle Tage. Der Oberinspektor hatte ausgesprochen schlechte Laune.

Doch jede Laune hat seinen Grund.

Bei John Sinclair hieß er Superintendent Powell, der direkte Vorgesetzte des Oberinspektors.

John Sinclair hatte bei Powell für zehn Uhr einen Termin bekommen. Ganz offiziell, wie bei der letzten Beförderung. Aber darum würde es heute bestimmt nicht gehen. Wenn Powell so dienstlich reagierte, lag meistens was im Busch. Dann wurde irgendeine faule Suppe gekocht, die John auslöffeln mußte.

Trotzdem schmeckte John der Morgenkaffee und auch die Zigarette. Nachdem die Tasse leer war, griff John Sinclair zum Telefon und rief seine Vertragswerkstatt an. Er hatte am vorigen Tag seinen Bentley dort zur Inspektion hingebracht. Der Wagen sollte mal wieder richtig durchgecheckt werden.

Der Meister selbst war am Apparat, schwärmte von dem tadellosen Zustand des Autos und versprach, John den Wagen im Laufe des Vormittags vorbeizubringen.

Sinclair war beruhigt. Der silbermetallicfarbene Bentley war sein Hobby. Der Wagen hatte eine Stange Geld gekostet, und auch die Unterhaltskosten waren nicht gerade niedrig. Aber John war Junggeselle und hatte keine Familie zu ernähren.

Sinclair war der jüngste Oberinspektor beim Yard. Langsam hatten sich seine älteren Kollegen damit abgefunden, und das Wort Protektionskind fiel nur noch selten. Dafür hatte John auch schon zu viele Erfolge aufzuweisen. Es gab keinen Fall, den er bisher noch nicht gelöst hatte. Dabei waren es weiß Gott keine normalen Kriminalfälle, mit denen er sich beschäftigen mußte. Nein, John wurde immer dann eingesetzt, wenn übersinnliche Dinge im Spiel waren. Wenn es auf Geister- oder Dämonenjagd ging, was John letzten Endes den Spitznamen Geister-Jäger eingebracht hatte. Der Name John Sinclair war in Kreisen der Schwarzen Magie zu einem gefürchteten Markenzeichen geworden. Wenn es einem Dämonendiener gelang, John Sinclair auszuschalten, dann hätten die finsteren Mächte einen Festtag. Aber bisher hatte sich der Oberinspektor immer noch schützen können. Gefährlich wurde es nur, wenn die andere Seite normale Killer anheuerte. Denn gegen eine Kugel in den Rücken war auch ein Geister-Jäger nicht gefeit. Nun, die finsteren Mächte hatten sich dieser Mittel noch nicht bedient. Es widersprach ihrem »Ehrenkodex«. John Sinclair sollte eben auf magische Weise sterben. Allerdings war er bisher allen Fallen entwischt.

Der Geister-Jäger blickte auf seine Uhr. Es wurde Zeit, daß er sich auf den Weg zu Powells Büro machte.

Er schwang seine Einmeterneunzig aus dem Schreibtischstuhl, fuhr

sich mit den Händen durch sein blondes, kurzgeschnittenes Haar und rückte die Krawatte zurecht.

Glenda Perkins, ein schwarzhaariges Wesen und noch nicht lange beim Yard, schenkte dem Oberinspektor ein verheißungsvolles Lächeln, das John sofort an den Feierabend denken ließ. Er riß sich jedoch zusammen und verließ mit einem knappen Gruß den Raum. Mit Yard-Angestellten wollte er doch nicht anbändeln. Das gab nur Klatsch und böses Blut.

Bei Powells Vorzimmerdame kam ein Mann erst gar nicht auf komische Gedanken. Sie thronte wie ein Drachen hinter dem Schreibtisch, und als John fragte: »Wie ist der Alte denn gelaunt?« sagte sie nur: »Schlecht.«

»Hätte ich mir denken können, Meisterin der Leertaste«, erwiderte John und öffnete die schwere Doppeltür zu Powells Büro. Der Superintendent war nicht allein. Auf den Besucherstühlen saßen zwei Männer. Einer schon etwas älter, und der andere, ein blasser, schmaler Typ, hatte die Zwanzig soeben überschritten. Powell erhob sich, und die beiden Besucher drehten wie auf Kommando die Köpfe zu John Sinclair hin.

Superintendent Powell stellte John Sinclair vor und nannte auch die Namen der beiden Gentlemen.

Bei dem älteren, dessen kahlgeschorener Schädel im Licht der Deckenlampe schimmerte, handelte es sich um Stuart F. Clifton, einem der reichsten Männer Englands. John war der Name, aus den Tageszeitungen bekannt. Clifton regierte über ein kleines Imperium, hatte wer weiß wie viele Firmen und beschäftigte Tausende von Mitarbeitern.

John mochte den Mann nicht. Der Blick seiner kleinen Augen war zu kalt, zu abschätzend. Die Mundwinkel erinnerten an nach unten gebogene Halbmonde. Augenbrauen besaß Stuart F. Clifton keine, so daß sein Kopf mit einer Kugel Ähnlichkeit hatte.

Clifton trug einen dunkelgrauen Anzug, ein weißes Hemd und eine schwarze Krawatte, die von einer kostbaren Perle geziert wurde. Der jüngere Mann hieß ebenfalls Clifton und Dan mit Vornamen. Er hatte mit seinem Vater nichts gemein. Er trug eine dicke Hornbrille mit starken Gläsern, hatte eine ungesunde Gesichtsfarbe und ließ den Kopf stets etwas nach vorn gebeugt hängen. Er hatte die Hände zusammengelegt und knetete an den Fingern. Die schwarze Krawatte saß schief. Die rechte Knotenhälfte verschwand fast unter dem Kragen.

Powell übernahm die Initiative. »Sie haben von dem Mord an Perry Clifton gelesen, Herr Oberinspektor?« fragte er.

John nickte. »Ja, heute morgen in den Zeitungen.«

»Gut.« Powell legte die angewinkelten Unterarme auf den Schreibtisch. »Damit haben Sie Ihren nächsten Fall.«

John lächelte überrascht. »Sir, ich will Sie nicht…«

Powell winkte ab. »Ich weiß, was Sie sagen wollen. Aber Sie sind unser bester Mann. Und für diesen Mordfall kommt kein anderer in Frage. Mister Clifton ist ein Begriff in unserem Staat, und er hat mich gebeten, daß alles getan wird, damit der Mörder hinter Schloß und Riegel kommt.«

Aha, dachte John. So läuft der Hase also. Clifton hat Macht und Einfluß. Klar, da spurt sogar der Innenminister.

»Aber da ist noch eine Kleinigkeit, Herr Oberinspektor«, sagte Superintendent Powell. »Im Mordzimmer ist ein Zettel gefunden worden, auf dem folgende Worte standen: Du stirbst noch heute nacht. Unterschrieben war die Drohung mit: Der schwarze Würger.«

»Meinen Sie, daß übersinnliche Kräfte mit im Spiel sind?« fragte John.

»Möglich.«

Jetzt mischte sich Stuart F. Clifton ein. »Was soll der Unsinn von übersinnlichen Kräften? Der Kerl, der meinen Sohn umgelegt hat, ist ein Killer. Und ich will, daß er hängt, ja, er soll hängen!«

Die letzten Worte stieß der Industriemagnat haßerfüllt hervor. In seinen Augen glitzerte es böse. »Ich hoffe, daß Sie in der Lage sind, den Mörder zu fangen, Herr Oberinspektor.«

»Mister Sinclair hat bisher jeden Fall gelöst.« Powell kam John zu Hilfe.

»Ich habe Ihnen ja auch keinen Vorwurf gemacht«, sagte Clifton. »Noch nicht«, fügte er sarkastisch hinzu.

John überhörte die Bemerkung, sondern fragte den Millionär: »Wie ich den Zeitungsberichten entnommen habe, ist der Mord auf einer Party im Astoria-Hotel passiert.«

»Das stimmt.« Clifton nickte. Dann zeigte er auf seinen Sohn. »Dan wird Ihnen mehr sagen können. Mich entschuldigen Sie jetzt. Ich habe zu arbeiten. Sie halten mich ja auf dem laufenden, Superintendent.«

»Ja, Sir«, sagte Powell.

Grußlos verließ Clifton das Zimmer.

Nicht einmal sein Sohn sah ihm nach.

John wandte sich an Clifton junior. »Ich schätze, wir unterhalten uns besser in meinem Büro, Mister Clifton.«

Dan hob den Kopf. Verlegen strich er eine Haarsträhne aus der Stirn. »Wie Sie wünschen, Sir.«

Wenige Minuten später saß der linkisch wirkende junge Mann dem Oberinspektor gegenüber. Eine Zigarette hatte er ebenso abgelehnt wie eine Tasse Kaffee.

Statt dessen starrte er aus dem Fenster in den trüben Herbstvormittag. »Sie haben also an der Party teilgenommen«, begann John Sinclair.

»Zum Teil.«
»Sie waren demnach nicht die gesamte Zeit da?«
»Nein, ich – wissen Sie, ich bin später gekommen. Mir liegt an solchen Feiern nichts. Die Gäste waren schon ziemlich angetrunken, als ich eintraf. Es war nicht sehr erfreulich.«
»Wieso? Das verstehe ich nicht.«
»Nun«, Dan Clifton senkte den Blick. »Vier Leute haben sich einen Spaß daraus gemacht, mich mit voller Kleidung in den Pool zu werfen. Es war nicht sehr angenehm, Sir.«
»Das kann ich mir vorstellen. Und danach? Was haben Sie dann gemacht?« fragte John.
»Ich bin gegangen. Zu diesen Leuten zog mich nichts mehr hin. Das ist doch verständlich.«
»Natürlich.« John gab dem jungen Mann recht. »Sagen Sie mal, Mister Clifton, hatte Ihr Bruder Feinde?«
»Selbstverständlich. Jeder, der Geld hat, besitzt Neider.«
»Ich meine keine Neider, sondern Todfeinde, denen Sie sogar einen Mord zutrauen würden.«
Danach schwieg Dan Clifton. Wieder strich er sich über die Stirn. Zögernd kam dann seine Antwort. »Mein Bruder verkehrte in gewissen Kreisen, die nicht gerade als salonfähig zu bezeichnen sind.«
»Gangster?«
»So kann man einige von den Leuten vielleicht nennen. Es waren oft welche in unserem Haus. Ich kenne sie, und es haben auch Rauschgiftpartys stattgefunden.«
»Können Sie Namen nennen?«
»Ich möchte keinen beschuldigen, Herr Oberinspektor. Man kann leicht einem Menschen etwas nachsagen…«
»Es bleibt unter uns, Mister Clifton.«
»Ja, Sir, ich werde Ihnen die Namen nennen. Sie hätten Sie ja sowieso dem Protokoll der Mordkommission entnehmen können. Da ist einmal Jonny Reno. Er handelt, soviel ich weiß, mit Rauschgift.«
John winkte ab. »Ist bekannt.«
Clifton fuhr fort. »Dann Al Astor, Phil Diamont und Sean McCormick. Astor ist Nachtclubbesitzer und immer an Mädchen interessiert. Diamont hat mehrere Spielsalons, und Sean McCormick schimpft sich offiziell Rechtsanwalt. Es ist allerdings bekannt, daß er für die Londoner Unterwelt arbeitet.«
John Sinclair nickte anerkennend. »Alle Achtung, Mister Clifton, Sie kennen sich sehr gut in der Szene aus.«
»Ich sagte Ihnen schon, Sir, die Leute waren öfter Gäste in unserem Haus.«
»Verstanden Sie sich eigentlich mit Ihrem Bruder?« wollte John wissen.

»Nein. Dafür waren wir zu verschieden.«
»Das müssen Sie mir genauer erklären.«
»Perry hatte nur das Vergnügen im Kopf. Er warf das Geld unseres Vaters zum Fenster raus. Ich will ehrlich sein. Auch ich bin kein Kaufmann, aber ich habe mich für die Geisteswissenschaft interessiert und auch für Geschichte und Völkerkunde. Mein Traum ist es, eine Expedition in den Amazonasdschungel zu leiten. Leider bin ich dazu körperlich nicht in der Lage.«
John Sinclair zündete sich eine Zigarette an und sah den blauen Rauchwolken nach. Dann fragte er: »Hatten Sie des öfteren Streit mit Ihrem Bruder?«
»Eigentlich nicht. Wir sind uns immer aus dem Weg gegangen. Nur einmal, da… Aber das ist eine Geschichte, die Sie nicht interessieren wird.«
»Doch, doch«, sagte John, »erzählen Sie.«
»Nun, ich hatte mal ein Mädchen. Ellen hieß es. Wir verstanden uns prächtig, bis Perry das Mädchen dann sah. Ellen war hübsch, und Perry, der hinter jedem Rock her war, wollte auch sie haben. Doch Ellen hatte ihn abblitzen lassen. Bis er sie dann einmal allein erwischte. Er wollte sie vergewaltigen – und…«
Dan Clifton stockte. Schweiß glitzerte plötzlich auf seiner Stirn. Die Hände öffneten und schlossen sich krampfhaft. »Er hätte es fast geschafft!« stieß er hervor. »Aber dann bin ich gekommen. Perry hat nur gelacht, als er mich sah, und gemeint, ich solle aus dem Zimmer gehen. Ich bin nicht gegangen, sondern habe mit einem Aschenbecher auf ihn eingeschlagen. Das Ende vom Lied war eine Gehirnerschütterung bei Perry. Ellen wollte nichts mehr von mir wissen. Sie ist ohne ein Wort des Abschieds gegangen.«
»Sonst ist also nichts zwischen Ihnen und Ihrem Bruder passiert?« fragte John.
»Nein. Nichts Ernstliches jedenfalls. Nun ja, Perry ist tot, und ich will nichts Schlechtes über ihn sagen. Aber so, wie er war, sind die anderen auch. Seine sogenannten Freunde, deren Namen ich Ihnen ja gesagt habe.«
John erhob sich. »Ich danke Ihnen vielmals, Mister Clifton«, sagte er. »Falls ich noch weitere Fragen habe, werde ich auf Sie zukommen.«
»Natürlich, Sir.«
Die beiden Männer schüttelten sich die Hände. Mit hängendem Kopf verließ Dan Clifton das Büro des Oberinspektors. Nachdenklich nahm John wieder hinter seinem Schreibtisch Platz. Er wurde aus Dan Clifton nicht schlau. Es schien ein verschlossener Typ zu sein, aber er hatte dem Oberinspektor auch einige wichtige Informationen gegeben.
Vier Namen hatte er genannt. Namen, die John Sinclair kannte. Und auch Leute, die durchaus ein Motiv haben konnten, einen Mann wie

Perry Clifton umzubringen.
John beschloß, dem ersten der Partygäste einen Besuch abzustatten. Und das war Jonny Reno.

***

Der Chauffeur hatte vor dem Yard-Gebäude gewartet. Eilfertig riß er die Tür des mausgrauen Mercedes 450 auf, als Dan Clifton das Gebäude verließ.
Der Mercedes war praktisch der Zweitwagen der Clifton-Familie.
Stuart F. Clifton fuhr einen Rolls.
Aufatmend ließ sich Dan Clifton in den weichgepolsterten Fond des Wagens fallen. Und erst als der Chauffeur die Tür zuschlug, erkannte Dan, daß noch jemand auf dem Rücksitz saß.
Es war Sean McCormick, der Rechtsanwalt oder Rechtsverdreher. McCormick setzte sein smartes Sonnyboy-Lächeln auf. Seine graugefärbten Haare waren wohl frisiert, und die schmalen gepflegten Hände lagen auf dem Schwarzen Aktenkoffer, den er auf die angewinkelten Knie plaziert hatte.
»Was willst du?« fragte Dan Clifton, während der Wagen langsam anfuhr.
»Mit dir reden.« Der junge Anwalt grinste spärlich.
»Hör zu, Dan. Ich habe vorhin mit deinem Vater telefoniert und erfahren, daß ihr beide im Yard wart. Dagegen ist natürlich nichts einzuwenden, und wir alle wollen, daß Perrys Mörder gefunden wird. Aber ich gebe dir einen guten Rat, Danny. Rede nicht zuviel. Vor allen Dingen nicht über Perrys Bekannte, daß heißt über Jonny oder Al. Wir haben es nicht so gern. Wir wollen ungestört unseren Geschäften nachgehen. Haben wir uns verstanden?«
»Du hast ja deutlich genug gesprochen«, erwiderte Dan Clifton.
»Dann ist ja alles in Butter.« Sean McCormick klopfte dem jüngsten Clifton jovial auf die Schulter. »Du wirst deine Sache schon machen, da bin ich ganz sicher.«
»Ja, die mache ich auch«, erwiderte Dan. »Stell dir mal vor, ich habe schon etwas gesagt.«
McCormicks Sonnyboy-Lächeln gefror. »Habe ich dich richtig verstanden?«
»Du hast, Sean. Man hat mich nach Perrys Freunden gefragt, und da konnte ich ja schlecht lügen.«
Sean McCormick atmete tief ein. Er zwang sich gewaltsam zur Ruhe. »Darf man Einzelheiten erfahren?«
»Nein. Ich habe nur das gesagt, was der Polizei sowieso schon bekannt ist. Und nun darf ich dich bitten, den Wagen zu verlassen.« Dan klopfte an die Scheibe, die Fahrersitz und Fond teilte. Der Chauffeur wußte Bescheid.

Sanft stoppte der schwere Wagen.

Sean McCormick öffnete die Tür. »Du hast einen Fehler gemacht, Dan«, sagte er zum Abschied. »Ich an deiner Stelle würde mich in Zukunft vorsehen.«

»Ist das eine Drohung?«

McCormick schüttelte den Kopf. »Nein, mein Lieber, nur ein gutgemeinter Rat.«

Wuchtig schlug McCormick die Tür ins Schloß. Mit schnellen Schritten überquerte er die Straße und verschwand in einem U-Bahn-Eingang.

Dan Clifton sah ihm ausdruckslos nach. Erst die Stimme des Fahrers riß ihn aus seinen Gedanken.

»Wohin, Sir?«

Dan Clifton hatte durch einen Knopfdruck die Trennscheibe in der Versenkung verschwinden lassen, so daß er sich jetzt normal unterhalten konnte.

»Fahren Sie nach Hause, Charles«, sagte der junge Millionärssohn mit leiser Stimme.

Wie ein etwas zu groß geratener Junge saß er im Fond des Wagens, machte einen völlig harmlosen Eindruck.

Doch wer in Dans Augen sah, mußte dieses Urteil revidieren. Der Blick des jungen Clifton war haßerfüllt…

***

Am anderen Morgen wirkte Jonny Renos Sonnenbräune kalkig. Auch sonst war er nicht mehr der große Held. Dick lagen die Tränensäcke unter beiden Augen. Die Gesichtshaut war schlaff, faltig. Wirr stand das blondgefärbte Haar vom Kopf. An den unteren Rändern zeigten sich dunkle Strähnen.

Dann kam der morgendliche Dauerhusten. Und er war auch nicht dazu angetan, Renos Image zu heben.

Zerschlagen wälzte sich der Rauschgift-Dealer auf die andere Seite. Im Zimmer herrschte Halbdämmer. Wenn Reno den Kopf hob, konnte er sich im Spiegel über der Decke erkennen. Da er jedoch wußte, wie er morgens aussah, senkte er wieder den Blick.

Die Tigerfelldecke war auf seiner Betthälfte verrutscht. Nanette hatte sich darin eingewickelt. Von ihr war nur der braune Lockenkopf zu sehen. Sie wandte Reno den Rücken zu, atmete ruhig und gleichmäßig.

Reno wurde beim Anblick des Mädchens wieder an den gestrigen Abend erinnert.

Die Party war eine Wucht gewesen, aber dann hatte er den Toten gefunden, und anschließend hatte er die stundenlangen Verhöre der Polizei über sich ergehen lassen. Erst als es schon hell wurde, war er

ins Bett gekommen. Abgespielt hatte sich mit Nanette nichts. Renos Leidenschaft war merklich abgekühlt gewesen.

Nach ungefähr drei Minuten hatte er sich ausgehustet. Nanette schlief immer noch. Reno wollte sie auch erst später wecken. Er war ehrlich genug, um sich einzugestehen, daß er keinen besonders schönen Anblick bot.

Die Uhr auf dem kleinen Regal an der Bettseite zeigte eine halbe Stunde vor Mittag. Es wurde Zeit, aufzustehen. Die Bullen von der Mordkommission wollten Reno noch an diesem Tag einen Besuch abstatten.

Jonny Reno wollte gerade die Beine aus dem Bett schwingen, als er das Flimmern sah.

Es entstand dicht neben dem mit blauen Vorhängen verdeckten Fenster. Reno hatte das Gefühl, die Luft würde durcheinandergewirbelt. Der silbrige Schimmer begann zu tanzen und plötzlich formte sich aus den amorphen Partikeln eine Gestalt. Der schwarze Würger war gekommen!

Jonny Reno war so geschockt, daß er keinen Ton hervorbringen konnte. Er konnte nur noch auf den Unheimlichen starren, der lautlos auf ihn zukam.

Es war ein gespenstisches Bild.

Der Würger hatte die Arme vorgestreckt. Die beiden Hände hatten sich zu Klauen geformt. Jonny Reno sah die Innenflächen der Handschuhe dunkelrot schimmern.

Jetzt stand der Würger vor seinem Bett.

Jonny Reno hatte sich aufgesetzt. Er war bis gegen das Oberteil des Bettes zurückgerutscht. Noch immer hielt das Entsetzen ihn umklammert. Er, der andere Leute zusammenschlug, als wären sie Puppen, hatte höllische Angst.

Doch der Unheimliche wollte ihn nicht töten.

Seine rechte Hand verschwand im Umhang.

Jetzt holt er ein Messer! Der Gedanke zuckte durch den Kopf des Rauschgift-Dealers.

Dann kam die Hand wieder zum Vorschein. Sie war zur Faust geballt, doch als sie sich öffnete, rutschte ein zusammengeknüllter Zettel hervor und rollte auf die Bettdecke.

Noch in der gleichen Sekunde löste die Gestalt sich auf. Sie verschwand, als wäre sie nie dagewesen.

Erst jetzt kam Jonny Reno wieder zur Besinnung. Er atmete stöhnend, wischte sich über die Stirn und schüttelte ungläubig den Kopf. So etwas hatte er noch nie erlebt. Oder hatte er geträumt?

Seine Hände rutschten über die Decke. Die Finger berührten das Papier…

Es war echt!

Also war der Unheimliche doch im Zimmer gewesen.
Mit zitternden Händen glättete Jonny Reno das Blatt. Er knipste die auf dem Nachttisch stehende Lampe an.
In ihrem Licht begann er zu lesen.
Die Worte trafen ihn. Er las die Botschaft einmal, zweimal und konnte kaum fassen, was auf dem Papier stand.
DU STIRBST NOCH HEUTE NACHT.
Der schwarze Würger.
Der schwarze Würger! Er war es gewesen. Daran zweifelte Jonny Reno nicht mehr. Er hatte im Schlafzimmer gestanden und ihm die Warnung gebracht.
Jonnys Nerven begannen verrückt zu spielen. Der Rauschgift-Dealer zitterte am gesamten Körper. Sein kurzes Schlafshort klebte vor Schweiß.
»Jonny, was ist denn? Warum hast du denn das Licht angemacht?« Nanettes verschlafene Stimme riß Jonny Reno aus seiner Panik. Das Girl wälzte sich träge auf die Seite. Die Decke rutschte ein Stück nach unten, und Jonny konnte die kleinen, hochangesetzten Brüste der Französin sehen.
Aber dafür hatte er jetzt keiner Blick.
»Halt die Schnauze!« schrie er das Girl an. »Los, steh auf, verdammt, und zieh dich an!«
»Aber Jonny, was…?«
»Steh auf!« brüllte Reno.
»Ja, ja, ist schon gut.«
Nackt, wie sie war, schwang sich Nanette aus den Federn und ergriff ein über der Stuhllehne hängendes Badetuch, das sie sich rasch um den Körper schlang.
Vom Schlafzimmer konnte man direkt ins Bad gelangen. Nanette huschte durch die offenstehende Tür, und schon bald rauschte die Dusche.
Jonny Reno aber saß in seinem Bett wie ein Häufchen Elend. Der Auftritt des Unheimlichen hatte ihn geschockt bis in den letzten Nerv. Nanette brauchte nur wenige Minuten Ängstlich lehnte sie am Türrahmen und schüttelte ihr Haar.
»Was war denn los?« fragte sie schüchtern.
»Frag nicht so dämlich!« zischte der Dealer und stand ebenfalls auf. Er ging an Nanette vorbei, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Hart knallte er die Tür des Badezimmers hinter sich zu.
Nanette hob die wohlgerundeten Schultern. Dann ließ sie das Badetuch fallen und griff nach ihrer Kleidung. Mit grazilen Bewegungen streifte sie sich Hot Pants und T-Shirt über. Dabei fiel ihr Blick auf das Bett, und sie entdeckte den Zettel.
Neugierde war eine von Nanettes großen Eigenschaften. Ihr Arm

zuckte vor, und schon hielt sie den Zettel in der Hand.

Ihre Augen wurden groß, als sie die Worte las. Als wäre der Zettel glühend heiß, so schnell ließ sie ihn fallen. Ihr angstvoller Blick streifte die Badezimmertür, doch Jonny war noch nicht zu sehen. Nanette biß sich auf die Lippen. Sie überlegte, wie sie sich am besten verhalten sollte, und kam zu dem Entschluß, Jonny Reno gegenüber nichts zu erwähnen. Sie hoffte nur, daß ihre schauspielerischen Qualitäten ausreichten.

Als Jonny Reno frisch geduscht und gekämmt zurückkam, saß Nanette auf dem Bett und blätterte in einem Herrenmagazin. Lächelnd drehte sie den Kopf.

»Du bist schon fertig, Darling?«

»Ja«, erwiderte Reno einsilbig und zog sich an. Dann schob er die Vorhänge zur Seite.

Das Wetter war schlecht. Es regnete Bindfäden. Die Wolken hingen schwer und tief am Himmel. Dunstschleier wehten zwischen den angepflanzten Tannen.

Reno wohnte in einem Bungalow. Der Bau lag auf einem künstlich aufgeschütteten Hang und hatte mit Pool ein Schweinegeld gekostet. Außer Reno lebte noch Tom, sein Leibwächter und Hausfaktotum, mit ihm im Haus.

Tom war ein Typ, der erst schlug und dann dachte. Genau richtig für Jonny Reno.

Reno griff nach den Zigaretten. Er zündete sich eine an. Rauchend ging er aus dem Zimmer. Nanette folgte ihm.

Tom hatte den Frühstückstisch im Wintergarten gedeckt. Es hatte lange gedauert, bis der grobschlächtige Kerl die entsprechenden Manieren angenommen hatte.

Als Tom Nanette sah, flog ein anzügliches Grinsen über sein Gesicht. Die Kleine gefiel ihm, und er bekam meistens die Girls, die Jonny abgelegt hatte.

Nanette bemerkte den Blick und fröstelte.

Schweigend setzte sie sich Jonny Reno gegenüber. Der Dealer griff nach den Morgenzeitungen. Er überblätterte die ersten Seiten und las nur den lokalen Teil aus London. Diesen aber sehr intensiv. »Kaffee, Madam?« fragte Tom.

Nanette nickte.

Tom stellte eine kleine Kanne vor Nanette auf den Tisch. Wieder grinste er auf seine impertinente Art.

Tom war ein großer Kerl. Er hatte breite Schultern und glatte, nach Pomade riechende Haare, die wie angeklebt auf dem Kopf lagen. Er trug einen weitgeschnittenen Pullover und eine alte, ausgebeulte Cordhose.

Tom paßte in den eleganten Wintergarten wie die Faust aufs Auge.

Nanette trank einen Schluck Kaffee. Er war stark und bitter. Sie süßte ihn mit Zucker.

Jonny Reno las noch immer. Für Nanette hatte er keinen Blick. Das Girl nahm eine Scheibe Toast, häufte Butter und Marmelade darauf und begann zu essen.

Sie hatte den ersten Bissen gerade im Mund, als es klingelte. Jonny Reno ließ die Zeitung sinken. »Sieh nach, wer da ist, Tom!« sagte er.

Tom, der im Hintergrund gewartet hatte, verschwand.

Nach nicht einmal einer Minute kam er zurück. »Da ist ein Bulle von Scotland Yard«, meldete er.

Reno verzog das Gesicht. »Ist er allein?«

»Ja.«

»Dann sag ihm, er soll mit seinen Kollegen wiederkommen. Ich habe eine harte Nacht hinter mir und liege noch im Bett.«

»Okay, Boß.«

Tom verschwand grinsend.

***

Auf John Sinclairs Trench perlten die Wassertropfen. Er hatte seinen Wagen vor dem Haus geparkt und war bis zur Haustür über einen schmalen Plattenweg gelaufen.

Jetzt wartete er darauf, daß man ihn einließ. Renos Leibwächter hatte ihm die Tür vor der Nase zugeknallt. John hatte schon beschlossen, sich den Burschen später genauer anzusehen.

Der Gorilla kam zurück. Ein Ausdruck von Schadenfreude lag auf seinem Gesicht.

»Der Boß ist nicht zu sprechen«, verkündete er.

»Hast du ihm gesagt, daß ich von der Polizei bin?«

»Sicher. Aber der Boß schläft.«

John lächelte harmlos. »Davon möchte ich mich doch gern selbst überzeugen«, erwiderte er und wollte sich an dem Gebirge von Mensch vorbeidrücken.

Doch dagegen hatte Tom etwas. Seine flache Hand zielte auf Johns Gesicht, und sie hätte auch getroffen, wenn der Oberinspektor nicht so auf Draht gewesen wäre.

Er nahm den Kopf zur Seite.

Durch den eigenen Schwung taumelte der Gorilla gegen den Geister-Jäger.

Tom wollte den ihm verhaßten Bullen umklammern, doch John hob den rechten Fuß und trat dem Gorilla kräftig auf die Zehen. Tom jaulte, ging in die Knie und präsentierte seinen Fleischnacken. Sinclair konnte nicht widerstehen. Die gestreckte Handkante traf richtig.

Tom legte sich schlafen. Er hatte anscheinend heute seinen müden Tag. John packte ihn an Kragen und Hosenbund, und mit genügend

Schwung beförderte er ihn auf den regennaß glänzenden Rasen. Dann betrat der Oberinspektor das Haus und schloß die Tür hinter sich.

Er kam sich in der großen, modern eingerichteten Diele ziemlich verloren vor. Aber wo steckte Jonny Reno?

Zwei Sekunden später wußte John Bescheid.

»Ist der Bulle weg?« hörte er eine barsche Männerstimme.

John grinste und ging dem Ruf der Stimme nach. So landete er im Wintergarten.

Reno wäre bald vor Schreck die Tasse aus der Hand gefallen, als er Sinclair sah.

»Ihr Zerberus liegt vor der Tür«, meinte John und setzte sich.

Reno lief rot an. »Haben Sie überhaupt einen Hausdurchsuchungsbefehl?« schrie er.

»Moment, Mister«, sagte John, »bleiben Sie friedlich. Habe ich etwas davon gesagt, daß ich Ihr Haus durchsuchen will?«

»Nein, das nicht. Aber…«

»Kein Aber«, sagte John Sinclair hart. »Ich will lediglich mit Ihnen reden.« John holte seinen Ausweis hervor und warf ihn auf den Tisch. »Damit Sie sehen, Mister Reno, mit wem Sie es zu tun haben. Und jetzt wollen wir wie zwei erwachsene Männer miteinander reden.«

Jonny Reno warf einen Blick auf den Ausweis, sah dann Nanette an und zischte: »Verzieh dich.«

Nanette stand auf. In den Hüften wiegend ging sie zur Tür. Dort drehte sie sich noch einmal um und warf John Sinclair einen einladenden Blick zu. Dieser blondhaarige Polizist war genau ihr Typ. Aber das hatte bei Nanette nicht viel zu sagen.

John steckte seinen Ausweis wieder ein. »Sie können sich denken, weshalb ich gekommen bin?« fragte er.

Reno nickte. »Ja, wegen Perry. Aber ich kann Ihnen sagen, ich weiß nichts. Ich habe schon in der Nacht mit was weiß ich für Bullen gesprochen, und, zum Teufel noch mal, ich habe keine Ahnung. Ich weiß nicht, wer Perry umgelegt hat. Ich war es jedenfalls nicht.«

»Das behauptet auch keiner, Mister Reno, obwohl die Reaktion Ihres Leibwächters auch Sie verdächtig macht. Aber darum geht es mir gar nicht. Ich will auch nicht wissen, wo sie sich den gesamten Abend über genau aufgehalten haben. Nein, ich habe eine andere Frage: Kennen Sie den schwarzen Würger?« Die Frage hatte gesessen.

Renos Augen wurden plötzlich groß. Seine Mundwinkel zuckten. Scharf sog er die Luft ein, und John Sinclair wußte auch ohne eine Antwort bereits Bescheid.

Doch Jonny Reno erwiderte: »Tut mir leid, nie davon gehört. Ist das vielleicht ein neuer Film?«

»Ich wollte, es wäre so«, erwiderte John. »Sie bleiben also dabei. Sie haben noch nie etwas von dem schwarzen Würger gehört?«

»Ja. Und jetzt lassen Sie mich in Ruhe frühstücken.«

»Dem steht nichts mehr im Wege, Mister Reno.«

Der Dealer wunderte sich, als John Sinclair aufstand. »Mehr wollten Sie nicht?« fragte er mißtrauisch.

»Nein. Warum? Haben Sie etwas zu verbergen? Ihre anderen Geschäfte fallen nicht in mein Ressort. Sollte ich allerdings durch Zufall etwas herausbekommen…«

»Nein, nein, schon gut.« Jonny Reno stand hastig auf. Der Stuhl hinter ihm geriet bedrohlich ins Kippen, hielt sich aber und schwang wieder zurück. »Ich begleite Sie noch bis zur Tür, Herr Oberinspektor.« John hatte das Gartentor fast erreicht. Schräg neben dem Tor standen drei Tannen, deren Nadeln vor Nässe glänzten.

John wollte gerade seine Hand auf die Klinke des Tores legen, als er aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahrnahm.

John drehte sich nach links. Zwischen den Tannenzweigen war ein Gesicht aufgetaucht.

Ein Frauengesicht.

Es gehörte der kleinen Braunhaarigen, die mit Reno am Tisch gesessen und John zum Abschied noch einen heißen Blick zugeworfen hatte.

»He, Oberinspektor!« zischte die Kleine. »Ich habe Ihnen etwas zu sagen. Warten Sie in Ihrem Wagen auf mich.«

»Okay«, erwiderte John. Er öffnete das Tor und ging weiter, als wäre nichts geschehen.

John war gespannt darauf, was ihm Renos Betthäschen flüstern würde.

***

In fingerdicken Bächen lief das Regenwasser von außen her über die Frontscheibe. Die Straße schien zu dampfen. Nebel und Dunstwolken waberten dicht über dem Asphalt.

John hatte die Zigarette kaum ausgeraucht, da kam das Girl. Es hatte sich einen billigen Regenmantel übergeworfen. Der Mantel war ihr viel zu lang. Er reichte bis zu den Füßen.

Geduckt lief das Girl auf den Bentley zu.

John klinkte die Beifahrertür auf.

Prustend ließ sich das Mädchen auf den Sitz fallen.

»Mistwetter!« schimpfte es.

John lächelte und meinte: »Wir haben schließlich Herbst.«

»Auch wieder wahr.« Das Girl schüttelte sein nasses Kraushaar. Ein paar Wassertropfen spritzten in Johns Gesicht.

»Wie heißen Sie eigentlich?« fragte der Geister-Jäger.

»Nanette.«

»Französin?«

»Ja. Sogar aus Paris.«

»Interessant. Und aus welchem Grund wollten Sie mich sprechen, Miß Nanette?«

Nanette lächelte schief. Dann sah sie John ins Gesicht. »Springt eigentlich was für mich heraus?«

»Nein.«

»Dann sage ich auch nichts.«

»Ich könnte Sie jetzt festnehmen. Wegen Unterlassung einer wichtigen Aussage.«

»Bluff.«

»Probieren Sie's aus.«

»Okay, Mann, Sie haben gewonnen. Es geht um folgendes. Ich habe heute morgen in Jonnys Schlafzimmer einen Zettel gefunden.«

»… mit einer Drohung des schwarzen Würgers«, vollendete John den Satz.

Nanette bekam große Augen. »Zum Teufel, ja. Woher wissen Sie das?«

»Sie müssen mich nicht für ganz blöde halten. Auch Bullen können kombinieren.«

»Dann kann ich ja gehen.« Nanette machte Anstalten auszusteigen.

»Nein, nein, bleiben Sie. Erzählen Sie mir den genauen Wortlaut.«

»›Du stirbst heute nacht‹, stand auf dem Zettel. Unterschrieben war das Ganze mit ›der schwarze Würger‹.«

»Wie hat Jonny Reno darauf reagiert?«

»Er war sauer.« Nanette lachte kehlig. »Er muß den Zettel schon vorher gelesen haben. Er hat mich angebrüllt wie…« Ihr fiel kein passender Vergleich ein.

John enthielt sich einer Antwort. Statt dessen fragte er: »Kann man ungesehen in das Haus hineinkommen?«

»Keine Ahnung.« Nanette hob die wohlgerundeten Schultern. »Aber einen Hinterausgang wird es schon geben.«

»Ja, das ist anzunehmen«, meinte John. Dann faßte er nach Nanettes Hand. »Sie sind bereit, mit mir zusammenzuarbeiten?«

Nanette wiegte zweifelnd den Kopf. »Ich weiß nicht, ob…«

»Keine Angst. Es erfährt niemand etwas davon.«

Die Französin atmete tief ein. »Okay, ich mache mit.«

»Gut, dann sehen Sie bitte zu, daß ab zwanzig Uhr irgendeine Tür des Hauses offen ist.«

»Sie wollen heute nacht heimlich…?«

»Ja. Vielleicht habe ich eine Chance, den schwarzen Würger zu stellen.«

»Sie können einem ja richtig Angst einjagen. Glauben Sie denn tatsächlich, daß er kommt? Sonst verschwinde ich nämlich wieder. Ich habe keine Lust…«

»Sie brauchen sich wirklich keine Sorgen zu machen.«

»Gut, Herr Oberinspektor. Ich mach's. Aber nur, weil Sie mir so sympathisch sind.«

John blickte ihr nach, bis die graue Nebel- und Regenwand sie verschluckt hatte.

***

Das Zimmer war ein Alptraum in Schwarz!

Schwarze Vorhänge bedeckten die hohen Fenster. Die Wände waren mit schwarzem Holz verkleidet, ebenso die Decke. Dunkle, eng geknüpfte Teppiche lagen auf dem Boden.

Erhellt wurde der Raum – sofern man überhaupt von Licht sprechen konnte – von zwei Kerzen. Sie standen sich in zwei Ecken des Raumes diagonal gegenüber. Die Flammen brannten ruhig und verbreiteten ein geisterhaftes Licht.

Und dann die Musik!

Ludwig van Beethoven.

Die Neunte!

Wuchtig, grandios.

Optimaler Klang durch zwei KLH-Boxen mit jeweils zweihundert Watt Ausgangsleistung.

Die Musik schien von überall herzukommen, füllte jeden Winkel des Zimmers.

Mitten im Raum saß Dan Clifton. Sein Körper schmiegte sich in den mit rotem Samt überzogenen Sessel. Locker lagen die Arme auf den beiden Lehnen.

In Cliftons Kopf dröhnte die Musik. Der junge Mann hatte die Augen geschlossen, saugte das grandiose Finale förmlich in sich ein.

Beethoven!

Der Größte für ihn.

Ruckartig wurde die Tür aufgestoßen. Stuart F. Clifton stand im Zimmer.

»Sag mal, bist du wahnsinnig?« schrie er und hatte Mühe, die Musik zu übertönen.

Dan nahm gar keine Notiz von seinem Vater.

Der alte Clifton raste auf den auf dem Boden stehenden Plattenspieler zu und riß hastig den Tonarm hoch. Mit einem Mißklang verstummte die Musik.

Still wurde es. Beklemmend still.

Langsam stemmte sich Dan Clifton aus seinem Sessel. »Was willst du, Dad?« fragte er.

»Was ich will?« Stuart F. Clifton hatte beide Arme in die Hüften gestemmt. »Ich will dich zur Ordnung rufen. Dein Bruder ist gestern nacht bestialisch umgebracht worden. Und du sitzt hier und hörst

Musik.«
»Soll ich denn weinen?«
»Es wäre jedenfalls besser.«
»Du weißt selbst, daß ich mich nie mit Perry verstanden habe, Dad. Wir waren wie Hund und Katze.«
»Ja – leider. Aber Perry stand wenigstens mit beiden Beinen auf der Erde. Was man von dir ja nicht behaupten kann. Du mit deinen Spinnereien über Brasilien und dann dieser Beethoven-Fetischismus. Unmöglich, so etwas.«
»Mir gefällt es aber.«
»Okay, lassen wir das. Ich habe mit dir zu reden.«
»Können wir das nicht hier machen?«
»Nein, hier kann ich mich ja noch nicht, einmal hinsetzen.«
»Gut, ich komme mit.«
Dan Clifton ließ seinen Vater vorgehen. Die Familie Clifton bewohnte ein prächtiges Schloß aus dem achtzehnten Jahrhundert. Breite Wandelgänge führten in Zimmer, die mit Kostbarkeiten angefüllt waren. Überall waren die Zeichen der Vergangenheit zu sehen. Kostbare Bilder, glitzernde Kristallüster, wertvolle Schränke und Truhen.
Doch der Trakt des Schlosses, in dem die Familie Clifton lebte, war modern eingerichtet. Hier hatte ein geschickter Architekt Vergangenheit und Gegenwart zu einer vollendeten Einheit zusammengeschweißt.
Stuart F. Clifton führte seinen Sohn in das Arbeitszimmer. Einen Diener schickte er mit einer knappen Handbewegung hinaus. Das Personal zählte über ein Dutzend Leute.
»Setz dich«, sagte Stuart F.
Dan tat seinem Vater den Gefallen.
Der alte Clifton nahm hinter seinem riesigen Schreibtisch Platz, in den mehrere Telefone eingebaut waren sowie ein Fernschreiber. Ein riesiger, runder chinesischer Seidenteppich bedeckte den Boden. Der Teppich schimmerte in den Farben Rot, Grün und Türkis. Stuart F. Clifton wischte sich über das Gesicht. Er hatte eine Stehlampe eingeschaltet, die ihr Licht fächerförmig über die Schreibtischplatte warf.
Dan Clifton blickte seinen Vater ruhig an. »Was wolltest du mir sagen, Dad?«
»Folgendes. Perry ist tot, daran gibt es nichts mehr zu rütteln. Ich habe demnach nur noch dich. Und ich möchte dich jetzt in aller Form bitten, von deinen Hobbys abzulassen und dich um die Firma zu kümmern. Du wirst Ökonomie und Jura studieren, und dann…«
»Ich werde nichts, Dad«, unterbrach Dan seinen Vater. »Ich führe mein Leben so weiter.«

»Und die Firma? Mein Lebenswerk?« rief Stuart F. Clifton. »Du sagst es, Dad. Deine Firma, dein Lebenswerk. Ich habe damit nichts zu tun.«

»Ist das dein letztes Wort?« Die Stimme des alten Clifton klang gefährlich sanft.

»Ja«, erwiderte Dan fest.

»Dann wirst du auch die Konsequenzen ziehen.«

»Das heißt, du willst mich enterben?«

»Genau.«

Dan Clifton lächelte plötzlich. »Damit hatte ich gerechnet. Und es schreckt mich auch nicht. Du weißt, daß ich mir nicht sehr viel aus Geld mache. Mein Leben werde ich so weiterführen, wie ich es bisher getan habe. Du hast deinen Standpunkt, und ich habe den meinen. Bitte, ändere dein Testament.«

»Worauf du dich verlassen kannst.« Stuart F. Clifton sprang plötzlich auf. Hochrot war er im Gesicht geworden.

Sein Kopf sah aus, als würde er jeden Moment zerspringen. Mit schnellen Schritten kam er auf Dan zugerannt. Dicht vor ihm blieb er stehen. Mit geballten Fäusten.

Ruhig sah Dan seinem Vater ins Gesicht. Nur in seinen Augen blitzte ein spöttisches Funkeln.

Das machte Stuart F. Clifton rasend.

Er konnte sich nicht mehr beherrschen.

Urplötzlich schlug er zu. Seine rechte Hand klatschte in Dans Gesicht. Der junge Clifton wurde von der Wucht des Schlages fast aus dem Stuhl geschleudert. Nur im letzten Moment konnte er sich fangen. Dort, wo ihn die Hand getroffen hatte, färbte sich die Wange dunkelrot.

Schweratmend stand Stuart F. Clifton vor seinem Sohn. »Das mußte sein, Dan«, keuchte er. »Ich weiß nicht, wann ich dich zum letztenmal geschlagen habe, aber das…«

Der Mann wandte sich plötzlich ab. Mit unsagbar müden Schritten wankte er zu seinem Schreibtisch, ließ sich in den Stuhl fallen und vergrub sein Gesicht in beide Hände.

Dan Clifton hob den rechten Arm und tastete über seine geschwollene Wange. Noch immer hatte er keinen Ton gesagt.

Er sagte auch nichts, als er aufstand und zur Tür ging.

»Dan!«

Der Ruf seines Vaters ließ ihn noch einmal innehalten.

Dan Clifton wandte sich um. »Ja?«

»Es tut mir leid, Dan, vergiß es.«

Dan Clifton schüttelte den Kopf. »Nein, Dad. Ich vergesse es nicht. Man darf mich nicht schlagen. Nein, man darf es nicht. Jeder, der mich anfaßt…«

Röchelnd zog Dan Clifton die Luft ein. Sein Gesicht hatte sich

grimassenhaft verzerrt. Er hatte die rechte Hand zur Faust geballt. »Auch du darfst es nicht, Dad!« schrie er, riß die Tür auf und rannte aus dem Zimmer.

Kopfschüttelnd sah Stuart F. Clifton seinem Sohn nach.

Dan lief nicht in sein Zimmer, sondern rannte den langen Gang entlang, der vor einer weißgestrichenen Holztür endete.

Mit bebenden Fingern holte Dan Clifton einen Schlüssel aus der Tasche und schloß die Tür auf.

Sie war der Eingang zu den verschachtelten Kellergewölben des Schlosses.

Eine breite Steintreppe führte in die Tiefe.

Dan Clifton machte Licht, ließ den gutbestückten Weinkeller links liegen, tauchte in einen engen, feucht riechenden Gang ein und stand schließlich vor einer schmalen Eisentür.

KEIN EINTRITT! Mit roter Farbe waren die Worte auf die Tür gemalt worden.

Dan Clifton schloß sie hastig auf und zog sie genauso rasch wieder hinter sich zu.

Dann befand er sich in seinem Reich.

Ein Gewölbe von mindestens sechzig Quadratmetern tat sich vor ihm auf. Es wurde durch Rundbögen gestützt. Hier hatte sich früher der Weinkeller befunden. Doch die schweren Holzfässer waren alle weggeräumt worden, hatten anderen Dingen Platz gemacht. Gegenständen aus einer fremden, außereuropäischen Kultur. An den Wänden hingen seltsame Schnitzereien. Die Motive zeigten Tiere des Urwalds. Andere wieder entstammten einer fremden Mythologie. Sie zeigten Fabelwesen, schrecklich aussehend und bunt angemalt.

Waffen und Gebrauchsgegenstände der Amazonasindianer waren ebenso vertreten wie Felle und einfache Kleidungsstücke. Doch das Prunkstück in diesem Keller war ein Schrumpfkopf. Er hing an einem eisernen Pfahl, der in die Wand getrieben worden war.

Der Kopf war gräßlich anzusehen. Er stammte tatsächlich von einem Menschen.

Weit waren die Augen aufgerissen. Die Haut war faltig, erinnerte an dünnes Leder oder an Pergament. Der Mund mit den eingefallenen Lippen war zur Hälfte geöffnet. Ein paar Zähne standen noch hervor. Die Legende erzählte, daß dieser Schrumpfkopf einem weißen Magier gehört habe, der vor über hundert Jahren zu den Indianern in den Urwald gekommen war und ihnen dort seine grausamen Riten gelehrt habe. Doch die Schüler waren hinterher stärker gewesen als ihr Lehrmeister. Sie hatten den Weißen getötet und einen Schrumpfkopf aus seinem Schädel gemacht.

Durch einen befreundeten Forscher, der sich in Geldnot befand, war Dan Clifton an den Schrumpfkopf geraten.

Hundert Pfund hatte er nur dafür bezahlt.

Hundert Pfund für ein gefährliches Erbe…

Dan Clifton war vor dem Schrumpfkopf stehengeblieben. Mit beiden Händen faßte er ihn an. Starr waren seine Augen auf die des Kopfes gerichtet. Und während er das Gefühl hatte, in eine unauslotbare Tiefe zu versinken, flüsterte er: »Laß mich jetzt nicht im Stich. Die Zeit der Rache ist gekommen…«

***

Am späten Nachmittag hörte der Regen auf. Es wurde kühler, und ein unangenehm kalter Wind pfiff von Nordwesten her. Nanette stand auf der Terrasse des Bungalows. Sie hatte eine Stola gefunden und sich um die Schultern gehängt. Trotzdem fror sie, aber ins Haus gehen wollte sie auch nicht.

Noch immer klebten Toms Blicke wie Saugnäpfe an ihrem Körper, und obwohl sie angezogen war, kam sie sich jedesmal nackt vor, wenn Tom sie ansah.

Jonny Reno befand sich im Garten. Nervös umrundete er das Grundstück, rauchte eine Zigarette nach der anderen. Die Drohung des Würgers machte ihn fertig. Er mußte immer an Perry Clifton denken, der jetzt kalt und steif im Schauhaus lag.

Nanette dachte an einen anderen Mann. An John Sinclair, den Oberinspektor von Scotland Yard. Sie hatte sich mittlerweile im Bungalow umgesehen und auch eine zweite Eingangstür entdeckt. Sie befand sich neben der Garage. John Sinclair würde sie ohne weiteres finden. Nanette mußte nur dafür sorgen, daß sie nicht abgeschlossen war. Und das eben war die Schwierigkeit. Jonny Reno trug die Schlüssel immer bei sich.

Tom stand hinter der Fensterscheibe des Living-rooms und beobachtete die Frau. Er war sicher, schon bald würde sie ihm gehören. Der Boß hatte ihm bisher fast jede gegeben.

Drei Personen befanden sich im Bungalow. Und doch hatte jede ihre eigenen Gedanken.

Jonny Reno kam zurück. Er ging die Stufen zur Terrasse hoch und hatte beide Hände in den Taschen seines Parka vergraben. Vor Nanette blieb er stehen.

»Warum bist du nicht im Haus?« fragte er.

»Ich wollte nur mal frische Luft schnappen.«

»Das glaubst du doch wohl selbst nicht«, knurrte Reno.

»Jonny.« Nanette gab ihrer Stimme einen weichen Klang. Ihre Hände faßten nach Renos Gesicht, während sie ihren Körper fest gegen seine breite Brust drückte. »Was ist los mit dir, Jonny? Du warst heute morgen schon so komisch. So kenne ich dich gar nicht. Gestern auf der Party habe ich dich für einen King gehalten. Und heute…«

»Schmier mir hier keinen Honig um den Bart«, knurrte Reno. »Du hättest dich einem anderen genauso an den Hals geworfen. Ihr seid doch alle gleich, ihr Weiber.«

»Das darfst du nicht sagen, Jonny.«

Reno stieß das Girl von sich. »Du wirst dich wundern, was ich dir noch alles sagen kann, Honey. Ich überlege nämlich, ob ich dich rausschmeiße.«

»Nein, das darfst du nicht.« Nanette schüttelte wild den Kopf. Ihre braunen Locken flogen. »Wo soll ich denn hingehen?«

»Wo du auch hergekommen bist, ganz einfach.« Reno ging ins Haus, und Nanette folgte ihm. »Hast du eigentlich schon mal einen Job gehabt?« fragte der Dealer gedehnt, als er sich in seine breite Nappaledercouch fallen ließ.

Nanette hatte die Stola zu Boden fallen lassen und auf einer Sessellehne Platz genommen. »Was heißt Job? Ich bin nach England gekommen, um zu studieren…«

»Okay, die Story kenne ich. Wird Zeit, daß du arbeitest, Girlie.«

»Hast du denn was für mich?«

In Renos Augen begann es zu funkeln. »Und ob«, sagte er.

Nanette erschrak. Sie konnte sich denken, was Reno mit ihr vorhatte. »Nein«, sagte sie. »Ich gehe nicht auf den Strich. Das mache ich nicht mit. Auch nicht für dich.«

Jonny Reno ließ sich von Tom einen doppelten Whisky geben. »Wer hat denn von Strich geredet, Girlie? Du kennst doch Al Astor.«

»Du meinst den Gigolo mit dem Schnauzer?«

Reno lachte, daß seine Goldzähne blitzten. »Ja, den meine ich. Al ist ein guter Freund von mir. Er sucht immer ein paar Miezen für seinen Nachtclub. Du würdest dich hinter der Bar eines Nachtlokals gut machen, dafür habe ich einen Blick. Ja, ich werde dich an Al abgeben.«

Nanettes Mundwinkel sanken nach unten. »Das hast du wohl schon öfter gemacht – dieses Verschachern von Mädchen.«

Reno lachte und schlug sich mit beiden Händen auf die Schenkel. Dann trank er einen Schluck Whisky. »Ja, kleine Nanette«, erwiderte er, »du bist tatsächlich nicht die erste. Aber das kommt alles später an die Reihe. Wir werden uns noch eine schöne Nacht machen. Los, Tom, bring noch was zu trinken. Für Nanette natürlich nur Champagner. Schließlich will ich die letzte Nacht in meinem Leben genießen.«

»Wieso letzte Nacht?« Nanette hakte sofort nach.

Jonny winkte ab. »Das sagt man eben so in unseren Kreisen. Und jetzt sei kein Frosch, und trink.«

Wenig später knallten Sektkorken gegen die Decke, und während Nanette das Glas leerte, fragte sie sich, ob es wohl ein Henkerbesäufnis im Leben gibt.

***

Irgendwann hatte Jonny dann die Idee, ein paar Runden im Pool zu drehen.

»Du kommst mit«, sagte er kategorisch.

Nanette hatte gegen ihren Vorsatz eigentlich schon ein Glas zuviel getrunken. »Ich hab' keine Lust.« Ihre Stimme hatte schon einen etwas unsicheren Klang.

Reno erhob sich von der Couch. Sein Blick war auch nicht gerade klar zu nennen. Roh packte er das Girl am Arm, ignorierte dessen Protestgeschrei und zog es auf die breite Marmortreppe zu, die in den Keller führte.

Draußen war schon längst die Dunkelheit hereingebrochen. Nur noch zwei Stunden bis Mitternacht, und Nanette war nicht dazu gekommen, die Hintertür aufzuschließen. Tom hatte von Jonny Reno den Auftrag bekommen, alle Türen des Hauses abzuschließen und aufzupassen, daß sich niemand Renos Allerheiligstem näherte.

Der Alkohol hatte bei dem Dealer die Hemmungen weggeschwemmt. Ein paarmal hatte er gekichert: »Soll er nur kommen, der Würger.« Er hatte sich auch eine Waffe eingesteckt. Es war ein Coltrevolver mit sechs Schuß in der Trommel.

Der Keller war zu einer regelrechten Schwimmhalle ausgebaut worden. In einem dreißig Yards langen und etwas fünf Yards breiten Becken schimmerte das kristallklare Wasser durch die Kacheln türkisfarben. An der Decke brannten Leuchtstoffröhren. Das Licht brach sich blitzend auf der Wasseroberfläche.

Um den Pool herum standen Liegen und Stühle. Sogar eine gutbestückte Bar gab es.

Jonny Reno ließ sich in eine der Liegen fallen. Er trug nur noch seine Badehose. Es war angenehm warm hier unten. Eine Fußbodenheizung sorgte für die entsprechende Temperatur.

»Los, zieh dich aus«, sagte er zu Nanette, die unschlüssig am Rand des Pools stand.

»Jonny, ich habe doch keine Lust«, sagte die Französin. »Versteh das doch. Du kannst ruhig ein paar Runden drehen, aber laß mich aus dem Spiel.«

Reno schüttelte stur den Kopf. »Hier wird getan, was ich sage.« Dann packte er den Revolver, den er neben sich auf den kleinen Tisch gelegt hatte. »Soll ich dir ein Loch in dein rechtes Bein schießen?« fragte er lauernd.

Da gehorchte Nanette. Schon Sekunden später stand sie nackt, wie Gott sie erschaffen hatte, vor dem Dealer.

Reno legte die Waffe zur Seite. »Los«, sagte er und hechtete in den Pool.

Aber darauf hatte Nanette nur gewartet. Kaum war das Wasser über

Reno zusammengeschlagen, schnappte sie sich Hot Pants, T-Shirt und Slip und schlüpfte innerhalb von Sekunden hinein. Dann ergriff sie den Revolver und hetzte, so schnell es ging, die Stufen der Treppe hoch.

Sie hatte schon das Ende der Treppe erreicht, da vernahm sie Renos wütendes Schimpfen.

»Tom!« brüllte der Dealer, »halt das verdammte Weib fest!« Renos Stimme brach sich schallend an den kahlen Wänden der kleinen Schwimmhalle.

Nanette flog förmlich in das Erdgeschoß. Getrieben wurde sie von ihrer Angst. Keine Sekunde länger würde sie bei Reno bleiben. Ihr war auch dieser Oberinspektor egal. Hauptsache, sie konnte aus dem verdammten Haus fliehen.

Nanette rannte durch die Garderobe. Kurzerhand riß sie einen Mantel vom Haken, kam aber nicht mehr dazu, ihn anzuziehen, denn plötzlich tauchte aus einer Tür Tom, Renos Leibwächter, auf.

Die beiden sahen sich zur gleichen Zeit.

Nanette ließ den Mantel fallen, als wäre er ein glühendes Stück Eisen. Tom wollte sie anspringen, stoppte aber, als er den Revolver in Nanettes Hand sah.

»Keinen Schritt weiter!« zischte das Girl.

Tom blieb stehen.

Er grinste, als er sah, wie sehr die Hand des Girls zitterte. Lange würde es das Nervenspiel nicht mehr durchhalten können. Wahrscheinlich wußte es gar nicht, wie das Ding funktionierte. »Los, verschwinde!« zischte Nanette. »Geh dahin, wo du hergekommen bist. Mach schon«, schrie sie, als sie sah, daß Tom zögerte.

Vom Keller her hörte sie Jonny Reno die Treppe hochkommen. Seine nackten Füße klatschten auf die Stufen.

»Du hast keine Chance mehr«, sagte Tom. »Gib auf, Puppe, dann…« Nanette schoß.

Hart bellte der Schuß auf. Glutheiß strich die Kugel an Toms Kopf vorbei und klatschte in die Wand, wo sie ein dickes Loch in den Mörtel riß.

Tom fluchte und verschwand blitzschnell in einem Zimmer. Von der Treppe her schrie Jonny Reno: »Was ist los, Tom?«

»Ich habe ihm Blei zu fressen gegeben!« brüllte Nanette hysterisch.

»Du verdammtes Aas! Dafür ziehe ich dir die Haut in Streifen.«

Nanette lachte. »Versuch es doch!« Sie lief bereits auf die Haustür zu. Nur noch ein paar Schritte, dann…

Im gleichen Augenblick stoppte sie wie von einem Schlag getroffen. Ihr Gesicht verzerrte sich, der Mund öffnete sich zu einem gellenden Angstschrei, der noch im gleichen Atemzug durch den Bungalow zitterte.

Nanette hatte auch allen Grund, so zu reagieren, denn wie aus dem Boden gewachsen war vor ihr eine Gestalt aufgetaucht.
Der schwarze Würger!

***

Nanette war vor Entsetzen gelähmt. Die Waffe rutschte ihr aus den Fingern, polterte dicht vor dem Unheimlichen zu Boden.
Aus weit aufgerissenen Augen starrte Nanette auf die grauenhafte Gestalt, die kein Gesicht hatte, sondern bei der zwischen Hutkrempe und Mantelkragen ein heller Fleck schimmerte.
Im Unterbewußtsein hörte Nanette Renos Stimme. Der Dealer brüllte sich die Lunge aus dem Leib. Er hatte zwar den Schuß und den Schrei gehört, wußte aber nicht, was geschehen war.
Er nahm aber an, daß Tom die Kleine endlich überwältigt hatte. Reno hetzte die letzten Stufen hoch, sprintete in die Diele und kam gerade zurecht, um zu sehen, wie Nanette ohnmächtig zu Boden sackte.
Da sah er den schwarzen Würger!
Jonny Reno hatte das Gefühl, sein Herz würde stehenbleiben. Vornübergebeugt stand er da und glotzte die unheimliche Erscheinung an.
Innerhalb von Sekunden rasten unzählige Gedanken durch seinen Kopf.
Der Zettel, die Drohung! Es war also doch wahr. Der Würger war ins Haus gekommen – trotz der verschlossenen Türen. Unmöglich – oder…?
Ein Spuk, eine Geisterscheinung?
»Tooommm!« brüllte der Dealer in seiner wahnsinnigen Angst, doch sein Leibwächter kam nicht.
Dafür aber der Würger.
Er hatte die Arme ausgestreckt. Reno konnte den blutroten Innenstoff der schwarzen Handschuhe sehen, starrte wie hypnotisiert auf die klauenartig gekrümmten Finger.
Hatte er noch eine Chance zu entkommen?
Der Weg zur Tür war ihm versperrt, und den Schlüssel zum Hinterausgang hatte Tom.
Jonny Reno tat das seiner Meinung nach einzig Richtige. Er warf sich auf dem Absatz herum und rannte die Treppe zum Pool hinunter. Der schwarze Würger folgte ihm wie ein Schatten!

***

John Sinclair war froh, daß es aufgehört hatte zu regnen.
Er befand sich bereits seit einer Stunde in Jonny Renos Garten, hatte sich genau wie Nanette zwischen den Tannen versteckt.
Geduld gehörte zu den großen Tugenden des Geister-Jägers. Er

beobachtete das Haus, hinter dessen großen Fenstern Licht brannte und einen breiten, hellen Streifen nach draußen warf. Manchmal konnte er die Umrisse der Personen erkennen. Schließlich tauchte der »Gorilla« vor dem Fenster auf und ließ die Rolläden herab. Sinclair huschte auf den Bungalow zu. Er lief geduckt, änderte dann die Richtung, um die Garage zu erreichen. Er hatte dort eine kleine Tür entdeckt, die ebenfalls in den Bungalow führte.

Die Tür war verschlossen.

John biß sich auf die Lippen. Demnach hatte es Nanette doch nicht geschafft.

Einen Grund, gewaltsam in das Haus einzudringen, hatte er nicht. Auch John Sinclair mußte sich an die bestehenden Gesetze halten, und so blieb ihm nichts weiter übrig, als zu warten.

Er ging ein paarmal um das Haus herum, ohne jedoch eine Möglichkeit zu finden hineinzugelangen.

John kam sich vor wie ein ausgesperrter Ehemann, der darauf wartet, daß der Hausfreund endlich verschwindet.

Die Zeit verrann, und es tat sich nichts.

John beobachtete auch immer wieder den Garten, um einen Eindringling früh genug entdecken zu können.

Ein paarmal fuhren Wagen an dem Haus vorbei. Auf dem Nachbargrundstück wurde das Tor einer Garage hochgeschoben. Es quietschte zum Gotterbarmen.

Allmählich begann John, sich zu fragen, ob er die Wartezeit nicht in den Sand setzte. Alles deutete darauf hin, daß er die schlechteren Karten in der Hand hielt. Vielleicht hatte ihn diese Nanette auch nur hereinlegen wollen, und er war ihr wie ein Trottel auf den Leim gegangen, während der schwarze Würger irgendwoanders zuschlug. Wiederum aber durfte er sich nicht die geringste Chance entgehen lassen, den Würger zu fangen, und diese Möglichkeit, die sich ihm hier angeboten hatte, war die beste gewesen.

Bisher hatte sich John mit einem verglichen, der gegen eine Wand schlagen wollte und dessen Hand nie mit der Mauer Kontakt bekam, sondern immer hindurchging.

Es war nichts Greifbares, nichts Konkretes vorhanden. Aber dann überstürzten sich die Ereignisse.

Ein Schuß riß John aus seiner Deckung hoch.

Er sprintete mit langen Sätzen auf die Eingangstür zu und hatte sie kaum erreicht, als er den gellenden Schrei einer Frau hörte. Nanette! war sein erster Gedanke.

John rüttelte an der Klinke.

Verschlossen.

Jetzt gab es kein Zögern mehr für den Geister-Jäger.

Wie von selbst sprang ihm die Beretta in die Hand. Sie war mit

normalen und nicht mit geweihten Silberkugeln geladen. John zielte und feuerte dreimal.

Die Echos der Schüsse schwangen durch die klare Herbstluft. Das Türholz splitterte rund um das Schloß herum.

John Sinclair holte aus und trat wuchtig mit dem Fuß gegen die Tür. Sie sprang nach innen.

John setzte über die Schwelle und sah im gleichen Augenblick, was los war.

Einen Schritt weiter, und er wäre auf die bewußtlos am Boden liegende Nanette getreten. Aus den Augenwinkeln sah John eine dunkle Gestalt um einen Mauervorsprung verschwinden.

Der schwarze Würger!

Aber John Sinclair sah auch noch etwas anderes.

Wie ein Irrwisch kam der Leibwächter aus einem der Zimmer gefegt, sah John, dann die auf dem Boden liegende bewußtlose Nanette – und entdeckte die Waffe, die dem Girl entfallen war.

Mit einem Wutschrei hechtete Tom dem Oberinspektor entgegen, hinderte ihn an der Verfolgung des schwarzen Würgers. Tom war unheimlich schnell, wirkte wie eine geballte Ladung. John kam nicht mehr dazu, auszuweichen oder seine Pistole hochzureißen.

Wuchtig prallte Tom gegen ihn.

Gemeinsam flogen die beiden Männer nach hinten, stießen gegen einen kleinen, runden Tisch und rissen ihn mit um.

John fiel mit dem Rücken genau auf eines der vier Holzbeine, das splitternd abbrach. Die Pistole hatte er während des Aufpralls verloren. Sie lag unerreichbar für ihn auf dem Boden.

Tom drückte den Geister-Jäger mit seinem Gewicht auf dem Teppich fest.

Seine Pranken suchten die Kehle des Geister-Jägers, und es gelang John erst im letzten Augenblick, die kleinen Finger seines Gegners zurückzubiegen.

Tom jaulte auf. John bekam wieder etwas Luft.

Es gelang ihm, sein Knie anzuziehen und Tom von sich zu stoßen. Tom ruckte hoch. Dabei traf sein Ellbogen Johns Nase.

Diese fing sofort zu bluten an. Der Schmerz fraß sich bis ins Gehirn. Dem Geister-Jäger gelang es dennoch, Tom zu packen und auf die Seite zu schleudern. Ineinanderverkrallt rollten sie über den Boden, keuchten und ächzten.

Johns Hände gruben sich in Toms fettige Haare, rissen den Kopf zurück.

Der Aufprall auf dem Boden wurde von dem Teppich gedämpft, war aber dennoch so hart, daß Tom sekundenlang die Übersicht verlor. Sinclairs Hand umklammerte das Kinn seines Gegners, drückte den Kopf zurück.

Tom stemmte sich gegen den Druck. Vor Anstrengung traten ihm die Schläfenadern fingerdick hervor.

Es war ein verbissenes Ringen, bei dem einzig und allein die Kraft entschied.

John Sinclair hatte die bessere Kondition.

Toms Körper wurde plötzlich schlaff. Seine Hände ließen den Geister-Jäger los, und John konnte sich von seinem Gegner freimachen. Er wollte auf die Füße springen, doch eine plötzliche Schwäche zwang ihn, in kniender Stellung zu verharren.

Das Zimmer drehte sich vor seinen Augen. Er sah alles wie durch einen Nebel.

Tom lag auf dem Boden und schnappte nach Luft. Er war noch mehr mitgenommen als der Oberinspektor.

Aber er wollte noch nicht aufgeben.

Aus blutunterlaufenen Augen stierte er John an, während er versuchte, sich hochzustemmen.

John dachte an den Würger und daran, daß sich Jonny Reno in höchster Lebensgefahr befand.

Nur einen Schritt von sich entfernt sah er das abgebrochene Tischbein liegen.

Johns Finger umklammerten das massive Stück Holz.

Tom ahnte, was der Geister-Jäger vorhatte, wollte ihn daran hindern, das Tischbein zu packen, schaffte es aber nicht.

Während er sich vorwarf, traf ihn der Schlag.

Das Stuhlbein krachte gegen die Schläfe des Mannes. Es gab ein dumpfes Geräusch. Tom verdrehte die Augen. Sein Körper wurde schlaff, und dann legte sich Jonny Renos Leibwächter schlafen. »O verdammt« keuchte John, »das möchte ich auch nicht jeden Tag machen.«

Er stand auf. Diesmal klappte es gut. John Sinclair nahm seine Pistole. Er wußte, daß das, was er eben erlebt hatte, erst das Vorspiel gewesen war.

Nanette war noch immer ohnmächtig. John hoffte, daß es in den nächsten Minuten noch so bleiben würde.

Er hatte sich gemerkt, wohin der Würger verschwunden war. Daß es höchste Zeit wurde, bewies die nächste Sekunde.

Denn plötzlich drang ein gellender, unmenschlich klingender Schrei an John Sinclairs Ohren…

***

Jonny Reno saß der Teufel im Nacken. Und dies buchstäblich im Sinne des Wortes.

Eine Klauenhand faßte nach seiner Schulter, griff zu und wollte Reno zurückreißen, doch mit einer blitzschnellen, allerdings mehr

unbewußten Bewegung drehte sich Reno aus dem Griff.

Er torkelte gegen die Wand, verlor das Gleichgewicht, rutschte aus und fiel die Stufen der Treppe hinunter.

Reno überschlug sich mehrere Male, hatte jedoch den Kopf zwischen die Schultern geklemmt und sich zusammengerollt.

So kam er einigermaßen unbeschadet unten am Ende der Treppe an. Schweratmend richtete sich Reno auf.

Fünf Stufen vor ihm stand der schwarze Würger!

Und wieder wurde der Dealer von der Angst gepackt.

»Nein!« keuchte er. »Nein, um Himmels willen.« Er hob abwehrend beide Hände und kroch wie ein Wurm zurück.

Der Würger kam ihm nach. Schritt für Schritt. Seine Füße schienen die Stufen kaum zu berühren. Nicht ein Laut war zu vernehmen, als er weiterging.

Der Fleck unter seiner Hutkrempe schimmerte silbern. Es waren keine Augen, keine Nase und kein Mund zu erkennen.

Und doch lebte die Gestalt.

Mit dem Rücken stieß Jonny Reno gegen einen kleinen Tisch. Einige bunte Saftgläser rutschten von der Platte und zerbrachen klirrend auf den Fliesen des Schwimmkellers.

Jonny Reno verlegte sich aufs Flehen. »Was willst du von mir? Bitte, ich habe dir doch nichts getan. Warum willst du mich umbringen? Ich kann…«

Der Würger gab keine Antwort. Noch zwei Schritte, dann hatte er sein Opfer erreicht.

Da sprang Jonny Reno auf.

Es war eine Panikreaktion. Mit einem Schrei auf den Lippen packte er einen leichten Korbstuhl, schwang ihn hoch über seinen Kopf und wollte ihn dem Würger auf den Schädel schmettern.

Der Arm des Unheimlichen fuhr in die Höhe.

Ein blitzschneller Griff, und der Würger hatte den Stuhl gepackt. Ruckartig wurde er Jonny Reno aus der Hand gerissen. Reno, durch diese Aktion überrascht, taumelte nach vorn, auf den Würger zu. Der Unheimliche schleuderte den Stuhl in den Pool, hatte jetzt wieder beide Hände frei und packte zu.

Jonny Reno schrie. Er brüllte seine Todesangst hinaus. Das Echo des Schreis brach sich an den kahlen Wänden des Pools, bis zwei behandschuhte Würgehände ihn erstickten.

Gnadenlos drückte der Unheimliche sein Opfer in die Knie. Das Gesicht des Dealers war verzerrt. Er schlug mit den Armen um sich, doch auch diese Bewegungen erlahmten schnell. Dann hing er nur noch wie eine leblose Puppe in den Klauen seines Mörders. Der schwarze Würger hatte es wieder geschafft.

Er ließ den Toten los, bückte sich und rollte die Leiche in den

Swimming-Pool.

Wasser spritzte, und dann schlugen die Wellen über Jonny Reno zusammen.

Der Würger wandte sich um.

Und das war genau der Augenblick, in dem John Sinclair wie eine Rakete die letzten Stufen der Treppe hinuntergerast kam. Der Würger und er sahen sich in der gleichen Sekunde.

John hatte seinen rasanten Lauf gestoppt. Aus höchstens fünf Schritten Entfernung starrten sich die beiden Gegner an.

John prägte sich die Gestalt des Unheimlichen haargenau ein. Und er sah auch den hellen Fleck, der an Stelle des Gesichts schimmerte.

Die Musterung der beiden Gegner hatte nur Sekunden gedauert, und als der schwarze Würger sich jetzt bewegte, sagte John: »Bleib stehen!«

Der Würger lachte nur. Er machte eine weitausholende Armbewegung und sagte: »Du kannst mich nicht hindern! Ich werde meine Aufgabe zu Ende führen!«

Seine Stimme klang dumpf, schien aus einer anderen Dimension zu kommen. Sie hallte noch nach, als John Sinclair den Arm mit der Waffe hob und schoß.

Dreimal feuerte er auf die unheimliche Gestalt. Die Detonationen der Schüsse schienen die Schwimmhalle auseinandertreiben zu wollen, so laut waren sie.

Und der schwarze Würger?

Er schluckte die Kugeln, absorbierte sie und lachte dazu gellend und teuflisch.

Dann löste er sich vor den erstaunten Augen von John Sinclair einfach auf.

Seine Konturen verschwammen. Das Flimmern wurde noch einmal stärker, verblaßte dann von einem Atemzug zum anderen und war plötzlich nicht mehr da.

John Sinclair war allein mit dem im Wasser treibenden Toten. Fassungslos starrte er auf die Stelle, wo der schwarze Würger noch vor ein paar Herzschlägen gestanden hatte.

Nichts war mehr von ihm vorhanden – bis auf die drei Kugeln, die auf den Fliesen lagen. Das Licht brach sich blitzend auf den glänzenden Metallhüllen.

Es war der letzte Beweis für John Sinclair, daß er es wieder einmal mit einem übernatürlichen Wesen als Gegner zu tun hatte. Aber aus welchem Grund tauchte der schwarze Würger auf? Es mußte ein Motiv geben. John hatte die Erfahrung gemacht, daß auch die dämonischen Wesen nicht nur drauflos mordeten. Nein, auch bei ihnen gab es immer einen Grund.

John Sinclair nahm an, daß das Mordmotiv in den Kreisen der

Partygäste zu suchen war. Erst Perry Clifton, dann Jonny Reno. Irgend jemand mußte etwas gegen diese Clique im Sinn haben. Aber wer? John brauchte sich nur die vier Namen, die Dan Clifton ihm gesagt hatte, vor Augen zu halten, um fast verzweifeln zu können. Diese Leute hatten genügend Feinde und auch solche, die vor einem Mord nicht zurückschreckten. Da war John Sinclair ganz sicher.

Der Geister-Jäger sah eine Heidenarbeit vor sich, und für ihn kam es jetzt darauf an, sich nicht zu verzetteln. Aber auch noch eine andere Möglichkeit war zu bedenken.

Er hatte den schwarzen Würger gesehen, hatte sogar auf den Unheimlichen geschossen. Dadurch hatte ihn John sich zum Feind gemacht. Unter Umständen war er schon das nächste Opfer auf der Liste des Würgers.

John beschloß, der nächsten Begegnung gewappnet entgegenzusehen. Heute hatte er noch mit normalen Kugeln geschossen, doch der Geister-Jäger hatte sich im Laufe der Jahre eine Waffensammlung zugelegt, die zwar seltsam, dafür aber sehr wirkungsvoll war, wenn es um die Bekämpfung finsterer Wesen ging.

John hatte geweihte Silberkugeln, geweihte Kreuze, Spezialdolche, magische Kreide, gnostische Gemmen und vieles andere mehr. Er war dafür gerüstet, einem Vampir ebenso das Leben auszuhauchen wie einem Dämon. Mehr als einmal hatte er das schon in der Vergangenheit bewiesen.

Vor wenigen Tagen erst hatte er Bakuur vernichtet, einen finsteren Dämon aus der Etruskerzeit, der in einem kleinen Schwarzwalddorf Angst und Schrecken verbreitet hatte.

John Sinclair trat an den Rand des Pools.

Der tote Dealer schwamm dicht unter der Wasseroberfläche. Arme und Beine waren ausgebreitet. Unter seinem offenstehenden Jackett hatte sich eine Luftblase gebildet, die den Körper langsam an die Oberfläche trieb.

John Sinclair fühlte einen bitteren Geschmack im Mund. Er war um Sekunden zu spät gekommen, hatte nicht mehr helfen können. Und das deprimierte ihn so.

Mit müden Schritten ging John Sinclair die Treppe hoch. Er hatte die drei Kugeln aufgehoben. Sie klimperten jetzt in seiner rechten Manteltasche.

Renos Leibwächter war schon wieder aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht. Er hockte auf dem Boden, stierte vor sich hin, und an seiner Schläfe wuchs langsam eine hühnereigroße Beule.

John stieß den Kerl an.

Tom hob den umflorten Blick.

»Hör zu«, sagte Sinclair, »dein Boß ist tot. Ich werde jetzt die Mordkommission anrufen. Muß ich dich noch mal ins Reich der

Träume schicken, oder verhältst du dich auch so ruhig?«

Tom hob den Blick. »Der Boß ist tot?« fragte er mit zitternden Lippen.

»Ja.«

»Hast du ihn umgebracht?«

John trat sicherheitshalber einen Schritt zurück. »Nein, ich war es nicht.«

»Ich glaube keinem Bullen«, knurrte Tom tief aus der Kehle. John wußte, daß der Kerl in den nächsten Augenblicken durchdrehen würde. Deshalb kam er ihm zuvor und schickte ihn ein zweites Mal auf die Bretter.

Der Oberinspektor machte sich auf die Suche nach einem Telefon und fand es im Living-room.

Zwei Minuten später war alles erledigt. Die Mordkommission würde kommen.

Sinclair zündete sich eine Zigarette an. Gedankenverloren ging er wieder zurück in die Diele und kam gerade zurecht, um zu sehen, wie Nanette aus ihrer Ohnmacht erwachte.

John half dem Girl auf die Füße und führte es zu einem Sessel. »Mein Gott, ist mir komisch«, sagte Nanette mit rauher Stimme. Dann erst schien sie John zu erkennen. »Sie hier, Oberinspektor? Aber ich habe die Tür doch gar nicht aufgeschlossen. Ich konnte nicht, wissen Sie? Ich…«

»Schon gut, Nanette«, unterbrach John das Girl. »Ich bin ja auch so ins Haus gekommen.«

»Ja«, sagte Nanette. »Zum Glück, sonst hätte der schwarze Würger mich noch…« Plötzlich wurden Nanettes Augen groß. Angst stahl sich in ihren Blick. »Was ist mit ihm? Was ist mit Jonny?«

Sinclair hob die Schultern. »Ich kam um ein paar Sekunden zu spät«, sagte er.

Nanette preßte ihre Hände gegen den Busen. »Ist – er – tot?« fragte sie stockend.

John Sinclair nickte.

Nanette senkte den Kopf und begann leise zu weinen.

***

Die Bilder an der Stirnwand des Raumes waren der Traum eines jeden Kunstsammlers. Schwere, antike Ledersessel gruppierten sich um einen ovalen Tisch mit grünschimmernder Marmorplatte. Drei Wände wurden von starken Holzregalen eingenommen, in denen meterweise die Bücher nebeneinander standen. Zwei kostbare Stehlampen tauchten das Zimmer in einen warmen Lichtschein. Angenehm duftender Tabakrauch schwängerte die Luft und stieg in blauen Fahnen gegen die holzverkleidete Decke.

Der Mann, zwischen dessen Zähnen der gebogene Pfeifenstiel steckte, saß in einem der Sessel. Er hatte einige Papiere vor sich auf den Knien liegen und blätterte sie durch.

Der Mann war Stuart F. Clifton.

Und er war dabei, die einzelnen Abschnitte seines Testaments durchzulesen. Am morgigen Tag wollte er zu seinem Anwalt gehen, um über eine Änderung des Testaments zu reden.

Stuart F. Clifton trug einen bequemen Hausmantel, der durch einen Kordelgürtel zusammengehalten wurde.

Mit seinem Sohn Dan hatte er nach dem Streit noch kein Wort gewechselt, doch tief in seinem Innern hoffte Stuart F. Clifton noch, daß Dan zurückkommen und sich entschuldigen würde.

Er selbst würde auf keinen Fall seinen Sohn aufsuchen. Das hatte er nicht nötig. Der Name Stuart F. Clifton war ein Begriff in England. Die Menschen mußten nach seiner Pfeife tanzen, nicht umgekehrt. Und so hatte er es auch immer in seiner Familie gehalten. Der Alte hatte regiert wie ein Patriarch. Er war kalt und unnahbar gewesen. Nur so hatte er es geschafft, sein Industrieimperium aufzubauen. Daran war auch seine Frau zugrunde gegangen. Vor fünfzehn Jahren war sie gestorben. Noch heute sah Stuart F. die Szene auf dem Friedhof vor sich, wie der Sarg langsam in das Grab gelassen wurde und wie ihn sein Sohn Dan dabei angesehen hatte.

Schon damals war es zu einem Bruch zwischen Vater und Sohn gekommen. Dan hatte sehr an seiner Mutter gehangen. Die beiden waren auch immer zusammengewesen, und Dan hatte sicherlich einiges mitbekommen, was damals noch gar nicht für seine Ohren bestimmt gewesen war.

Anders Perry. Er war überall negativ aufgefallen. Selbst Einfluß und Geld hatten ihn nicht auf der Eliteschule Eaton halten können. Perry Clifton war kurzerhand gefeuert worden und hatte sich dann seinem Hobby, den Mädchen, zugewendet.

Dies allerdings sehr intensiv. Vier Vaterschaftsklagen hatte der alte Clifton mit Geld bereinigt, und doch hatte er sich mit Perry besser verstanden als mit Dan.

Für Perrys Hobby hatte er mehr Verständnis. Es war menschlicher gewesen, während Dan nur vom Amazonas träumte und sich dabei von Beethovens Musik hatte berieseln lassen. Stuart F. Clifton liebte als Musik nur das Knistern der Scheine.

Mit der Zeit war das Verhältnis zu seinem Sohn Dan immer mehr abgekühlt. Es hatte Tage gegeben, an denen die beiden überhaupt nicht miteinander gesprochen hatten. Wie ein Eremit hatte sich Dan in seinem Keller vergraben und von Expeditionen nach Brasilien geträumt.

Einmal war Stuart F. Clifton in dem Keller gewesen. Die kultischen

Gegenstände der Amazonasindianer hatten ihn erschreckt und zugleich verwirrt. Er war sich vorgekommen wie in einer fremden Welt und hatte fluchtartig den Raum verlassen.

In wenigen Tagen würde Perrys Beerdigung sein. Bis dahin wollte Stuart F. das Testament geändert haben.

Neben seinem Lieblingssessel befand sich ein alter Klingelzug. Clifton zog zweimal daran, und wenig später tauchte Henry, sein persönlicher Diener, auf.

Henry war schon fast siebzig Jahre alt und kannte die Clifton-Söhne von klein auf. Er kam am besten mit dem Alten zurecht, bei dem das übrige Personal praktisch von Monat zu Monat wechselte. Nur ein Stubenmädchen hatte es mal über ein Jahr ausgehalten. Henry war ein knochentrockener Typ. Er trug noch Kniebundhosen und ein kurzes, kaum bis zur Hüfte reichendes Jackett. Sein Gesicht war hager und faltig. Spitz stach die Nase daraus hervor. Henry hatte seine Hände an die Hosennaht gelegt. Mit nasaler Stimme fragte er: »Sie wünschen, Sir?«

»Bringen Sie mir einen Whisky.«

»Sehr wohl, Sir.«

Schon bald hatte der alte Clifton seinen Schluck. Henry hatte den Whisky auf einem Tablett serviert, ohne Eis und auch ohne Sodawasser.

Stuart F. Clifton nahm das Glas entgegen und sagte dann: »Danke, Henry, Sie können jetzt schlafen gehen.«

»Sehr wohl, Sir. Ich wünsche eine angenehme Nachtruhe.«

»Danke.«

Henry verschwand so lautlos, wie es sich für einen guten Diener gehört.

Der alte Clifton trank langsam und bedächtig. Die Pfeife hatte er in einen ledernen Ständer gestellt.

Der alte Clifton kam sich plötzlich unsagbar allein und verlassen vor. Er bewohnte zwar ein prächtiges Schloß, aber es war nicht mit Leben angefüllt. Alles wirkte kalt und leer. Es fehlten die Menschen, die Stuart F. jedoch so sehr verachtete. Er war mißtrauischer als ein alter Wolf. Er glaubte immer, daß die anderen nur an sein Geld wollten. Etwas anderes kam für ihn nicht in Frage.

Das Personal wohnte in einem anderen Trakt des Schlosses, abgekapselt von den Besitzern.

Die alte kostbare Standuhr schlug elfmal. Die schwingenden Klänge unterbrachen die Stille des Zimmers.

Stuart F. Clifton hatte die Augen geschlossen und drehte das Whiskyglas in seinen Fingern. Die Füße hatte der Alte ausgestreckt. Sie lagen auf einem kleinen, ledernen Sitzhocker.

Stuart F. Clifton war so in seine Gedanken versunken, daß er nicht

hörte, wie die Tür geöffnet wurde.

Spaltbreit stand sie schon auf, und in der nächsten Sekunde tauchte eine behandschuhte Hand aus dem Spalt auf.

Die Hand des Würgers!

Unendlich langsam wurde die schwere Tür weiter aufgedrückt. Die Angeln waren gut geölt – nicht das geringste Geräusch entstand. Und den Luftzug, den spürte der alte Clifton nicht. Die hohe Rückenlehne des Sessels schirmte ihn ab.

Der Würger huschte ins Zimmer. Lautlos drückte er die Tür wieder ins Schloß.

Stuart F. Clifton räusperte sich und griff wieder nach seiner Pfeife. Ein langes Zündholz glitt über die rauhe Reibfläche der Schachtel und flackerte auf.

Schon bald quollen würzige Rauchwolken der Decke entgegen und verbreiteten einen blaugrauen Schleier.

Der Würger näherte sich dem ahnungslosen Opfer, ohne ein Geräusch zu verursachen.

Er hatte schon seine Finger zu den tödlichen Klauen gebogen. Das »Gesicht« unter der Hutkrempe schimmerte silberhell.

Zwei Schritte noch stand der Würger von der hohen Rückenlehne des Sessels entfernt.

Und Stuart F. Clifton war ahnungslos…

Mit Genuß rauchte er seine Pfeife, dachte an die Zukunft und wußte nicht, daß es für ihn keine mehr geben würde.

Nichts warnte ihn, als die Hände des Würgers schon über dem Lehnenrand des Sessels schwebten.

Der Unheimliche beugte sich etwas weiter vor, um mit einem schnellen, gnadenlosen Griff die Kehle des Opfers umspannen zu können.

Der Stoff seines Mantels rieb dabei gegen das Leder des Sessels. Es gab ein winziges, schleifendes Geräusch, das Stuart F. Clifton hörte. Blitzschnell wandte er den Kopf – und erstarrte im gleichen Augenblick zur Bewegungslosigkeit.

Da packten die Klauen zu.

Stuart F. Clifton hatte das Gefühl, sein Hals würde in einen Schraubstock geraten. Die Pfeife fiel ihm aus dem Mund, kohlte auf dem Sessel weiter, während der alte Clifton mit unwiderstehlicher Gewalt hochgezogen wurde. Der Würger besaß die Kräfte der Hölle. Stuart F. Clifton wehrte sich verzweifelt.

Und dann verschwamm alles vor seinen Augen. Der Tod näherte sich bereits mit Riesenschritten.

Stuart F. Clifton wurde schwach unter dem tödlichen Griff. Neben dem Sessel sackte er zu Boden.

Der schwarze Würger drehte sich um und verließ ebenso lautlos, wie

er gekommen war, das Zimmer.

***

Mitternacht!

Kein Laut unterbrach die beklemmende Stille. Die Standuhr im Mordzimmer hatte schon zwölfmal geschlagen und damit die Geisterstunde eingeläutet.

Doch auch zu dieser Stunde schlich jemand durch die Gänge. Es war Dan Clifton.

Er trug alte Slipper mit Specksohlen, so daß er kaum ein Geräusch verursachte, als er sich über den spiegelblanken Parkettboden dem Mordzimmer näherte.

Behutsam öffnete er die schwere Eichentür. Auf Zehenspitzen betrat er das Zimmer.

Die Stehlampe auf dem Schreibtisch brannte noch. Sie tauchte den Raum in ein geheimnisvolles, geisterhaftes Zwielicht. Doch in den Winkeln und Nischen verlor sich das Licht. Dort ballte sich die Dunkelheit zusammen.

Dan Clifton spürte ein seltsames Kribbeln auf der Haut, als er das Zimmer betrat. Die Luft, die Atmosphäre – sie war ungewöhnlich, schien vergiftet zu sein von einem bösen dämonischen Geist. »Vater?« Dans Stimme war nicht mehr als ein Hauch. Er war nach zwei Schritten stehengeblieben, ging aber weiter, als er auf seinen Ruf keine Antwort bekam.

Und dann sah er seinen Vater!

Er lag auf dem Boden, die Hände noch im Tod zu Fäusten verkrampft. Rasch kniete Dan Clifton neben seinem Vater nieder. Gebrochene Augen starrten ihn an.

Anklagend, wie es Dan schien.

Der junge Clifton zuckte zusammen. Mit dem Zeigefinger wischte er sich den leichten Schweißfilm von der Oberlippe. Dabei merkte er, daß seine Hände zitterten.

Er empfand nichts. Keinen Schmerz, keine Wehmut und auch keinen Triumph.

Nichts…

Der Tod seines Vaters war ihm irgendwie gleichgültig, wenn er auch zugeben mußte, daß er ihn manchmal sogar gewünscht hatte. Und nun lag der große Stuart F. Clifton vor ihm auf dem Boden. Er war nicht mehr in der Lage, Anordnungen zu geben, Befehle zu erteilen oder Menschen zu demütigen.

»Und ich lebe«, flüsterte Dan Clifton. Er war es jetzt, der die Macht hatte, der sein Leben von nun an so einteilen konnte, wie er es für richtig hielt, ohne daß ihm jemand widersprochen hätte.

Ein unmerkliches Lächeln umspielte Dan Cliftons Lippen. Er erhob

sich wieder und schritt lautlos aus dem Zimmer.

Sanft wurde die Tür ins Schloß gedrückt. Die bedrückende Stille des Todes nahm wieder von dem Mordzimmer Besitz.

Dan Cliftons Weg führte ihn wieder in den Keller. Für einen Augenblick spielte er mit dem Gedanken, die Polizei anzurufen. Dann verschob er dies jedoch auf den folgenden Tag.

***

Zwei Stunden hatte John Sinclair noch schlafen können, dann klingelte ihn der Wecker wieder wach.

Der Geister-Jäger hätte den Quälgeist am liebsten zertrümmert, doch schließlich siegte das Pflichtbewußtsein, und John schwang sich knurrend aus dem Bett.

Zielsicher steuerte er die Dusche an.

Die Wechselbäder jagten ihm den Schlaf aus den Knochen und ließen seinen Gedankenapparat wieder arbeiten.

Die Ereignisse der vergangenen Nacht passierten vor seinem geistigen Auge noch einmal Revue. Er hatte den schwarzen Würger gesehen und den scheußlichen Mord nicht verhindern können. Er hatte dann die Mordkommission angerufen und sich den Fragen des leitenden Beamten gestellt. Viel war dabei nicht herausgekommen. John Sinclair wußte selbst nichts. Fingerabdrücke, Fußspuren oder irgendwelche anderen Beweisstücke waren nicht vorhanden. Dämonen hinterließen keine Indizien.

Aber das den Beamten klarzumachen, hatte John Sinclair nicht geschafft. Die Polizisten waren eben zu große Realisten, was John ihnen auch nicht übelnahm.

Die Aussagen des Mädchens und des Leibwächters hatten auch keinen Hinweis ergeben. Trotzdem wollte der leitende Inspektor Nanette mitnehmen. John hatte dies verhindert. Nanettes Aussagen waren bereits in dem Bungalow protokolliert worden. Nur Tom war mit aufs Revier gegangen. Einer der Beamten hatte ihn erkannt. Tom war ein gefürchteter Schläger der Londoner Unterwelt, und es hatte sogar noch eine Anzeige gegen ihn vorgelegen.

John hatte sich um Nanette gekümmert. Sie wohnte jetzt in einem kleinen Hotel, dessen Besitzer John gut kannte und der nicht zum erstenmal für den Geister-Jäger in die Bresche sprang.

Als John Sinclair beim fünften Wechselbad angekommen war, klingelte das Telefon.

John knurrte ein nicht druckreifes Schimpfwort. Naß und nackt, wie er war, hüpfte er unter der Dusche hervor und zog eine Tropfspur hinter sich her, als er in den Living-room ging.

»Sinclair.«

»Sie brauchen erst gar nicht ins Büro zu kommen«, schallte ihm

Powells Stimme ohne Morgengruß entgegen. »Stuart F. Clifton ist ermordet worden.«
»Nein!«
»Doch, zum Teufel. Hier ist die Hölle los. Fahren Sie sofort zu Cliftons Schloß. Sie wissen ja, wo er wohnt.«
»Natürlich.«
»Ich erwarte dann gegen Mittag Ihren ersten Bericht. Und seien Sie etwas taktvoll, Sinclair. Chief-Commissioner Hendricks persönlich leitet die Ermittlungen. Sie wissen ja selbst, was er von unserer Arbeit hält.«
»Ja, Sir.«
John legte auf. Chief-Commissioner Hendricks, der hatte ihm gerade noch gefehlt. Hendricks war einer der ranghöchsten Beamten des Yards. Er war der Chef aller Mordkommissionen, und selbst Superintendent Powell hatte vor ihm Manschetten.
John war einmal auf einer Tagung mit Hendricks aneinandergeraten. Seitdem konnten die beiden sich nicht ausstehen.
Sinclair zog sich an, klemmte eine Scheibe Käse zwischen zwei Toastschnitten und stopfte sich das bescheidene Sandwich während der Fahrstuhlfahrt in den Mund.
Als er hinter dem Steuer des Bentley saß, schluckte er gerade den letzten Bissen hinunter.
John lenkte den Wagen hinaus in den herbstlich kühlen Morgen. Es war ein trüber Tag, und es sah mal wieder nach Regen aus. Zum Glück hatte sich über Nacht kein Nebel gebildet, so daß John einigermaßen zügig vorankam.
Das Schloß der Cliftons lag am nördlichen Stadtrand von London, dort, wo die Welt angeblich noch in Ordnung war.
Es lag eingebettet zwischen hügeligen Wiesen und der grünen Lunge eines Waldes. Ein gepflegter Park umgab das Schloß, der durch Wege unterteilt wurde, die sternförmig einem Ziel entgegenstrebten. Dem Sitz der Cliftons.
Der Bentley rollte über feinen Kies. Die Bäume auf den gepflegten Rasenflächen waren sorgfältig gestutzt worden. Es lag wenig Laub auf dem Boden. Gärtner sorgten dafür, daß es so schnell wie möglich weggefegt wurde.
Wuchtig hob sich das Schloß von dem Grün der Landschaft ab. Ziegelrot glänzten die breiten Dächer. Die Fassade war ockerfarben gestrichen, und die Fensterscheiben blitzten vor Sauberkeit. Vor dem großen Hauptportal, zu dem eine Treppe hochführte, deren Stufen breit und einladend waren, befand sich ein Springbrunnen mit einem Löwen als Wasserspeier. Die Steinfigur hatte den Rachen weit aufgerissen und spritzte das Wasser in ein rundes Auffangbecken. Alles wirkte wie ein Gemälde aus einem vergangenen Jahrhundert. Dazu

paßten allerdings nicht die beiden Bobbys, die vor dem Portal Wache hielten und, als sie Johns Wagen bemerkten, sich zielstrebig in Bewegung setzten.

Der Oberinspektor ließ den Bentley neben dem Dienstwagen des Commissioners ausrollen.

John stieg aus und war schon von den beiden Bobbys flankiert.

»Sir?«

John präsentierte seinen Ausweis.

Die Bobbys grüßten, und der Geister-Jäger konnte passieren. Er ging die steinerne, ovalförmig angelegte Treppe hoch. Das Portal war offen. John brauchte nur die geschwungene, schwere Klinke zu drücken.

Eine hohe Halle nahm ihn auf. Gleichzeitig hörte er aber auch schon Commissioner Hendricks Stimme. Der Mann hatte ein Organ, das besser auf einen Exerzierplatz gepaßt hätte.

Der Chief-Commissioner hielt seine Leute auf Trab. Mit knurrigem Gesicht schleppte der Fotograf einen Scheinwerfer herbei. »Beeilen Sie sich mal ein wenig!« schnarrte der Chief-Commissioner. »Wozu werden Sie denn bezahlt?«

John Sinclair grinste schief.

Der Chief-Commissioner wandte ihm den Rücken zu. Er stand in der Halle wie ein Feldherr in der Schlacht.

John Sinclair war von der Halle fasziniert. Parkett bedeckte den Boden. Die Deckengemälde waren einfach prachtvoll. Gewaltsam riß John sich von dem Anblick los und tippte Chief-Commissioner Hendricks dann auf die linke Schulter.

Wie von einer Tarantel gestochen, fuhr der Commissioner herum. Er wollte schon den Mund zu einem Anschnauzer aufmachen, als er John Sinclair erkannte.

»Großer Lord, Sie haben mir hier zu meinem Glück noch gefehlt.«

John lächelte und hob die Schultern. »Sie wissen ja, jeder hat seinen Job, Sir. Aber ist mein Besuch denn nicht von Superintendent Powell avisiert worden?«

»Das schon, aber trotzdem paßt es mir nicht. Ich will Ihnen mal was sagen.« Hendricks streckte den rechten Zeigefinger aus und piekte John damit gegen die Brust. »Dies hier ist ein normaler Mordfall und keine von Ihren komischen Spukgeschichten. Finden Sie sich damit ab.«

»Sie erlauben, daß ich anderer Meinung bin, Sir?«

Hendricks verzog das Gesicht. »Ich hätte auch nichts anderes von Ihnen erwartet.«

»Danke, Sir.« John fand den kleinen Disput amüsant. »Wenn ich jetzt Dan Clifton sprechen könnte?«

»Ungern, ungern.«

»Wie gesagt, Sir, jeder hat seinen…«

»… Job, ich weiß, Sinclair. Ich kenne Ihre Sprüche.« Hendricks holte eine Schnupftabakdose aus seiner Rocktasche hervor und stäubte sich eine Prise auf den Handrücken.

Dann hielt er sich die Hand unter die Nase und zog den Tabak tief in sein leicht gerötetes Riechorgan.

John ging sicherheitshalber einen Schritt zurück.

Das Niesen glich dann auch einer mittelschweren Explosion. Selbst Hendricks sichelförmiger blonder Schnauzer geriet in Bewegung, als er losprustete.

Das Ganze passierte noch dreimal, dann bekam John die Erlaubnis, mit Dan Clifton zu sprechen.

Der junge Clifton hielt sich in einem der vier Salonräume auf. Er saß in einem hohen Ohrensessel und war momentan allein.

Er stand auf, als John auf ihn zukam. »Ich habe schon mit Ihnen gerechnet, Oberinspektor«, sagte er.

John reichte dem jungen Clifton die Hand und drückte ihm sein Beileid aus.

»Es wird ein schwerer Schlag für Sie gewesen sein. Erst der Bruder, dann der Vater. Tut mir aufrichtig leid«, sagte der Oberinspektor.

»Ich trage es mit Fassung«, erwiderte Dan Clifton kühl. »Aber Sie sind sicherlich nicht hergekommen, um mir zu kondolieren. Bitte, wenn Sie Fragen haben, ich stehe Ihnen zur Verfügung, muß aber gleich hinzufügen, daß ich weder etwas gehört noch gesehen habe. Ich schlafe immer sehr tief und fest.«

»Dann kann ich eigentlich wieder gehen«, sagte John lächelnd.

»Wieso? Ich…« Dan Clifton war etwas durcheinander.

»Wenn Sie mir nicht weiterhelfen können.«

»Ich meine ja nur.«

»Sie haben aber Ihren Vater gefunden, wenn ich richtig informiert bin?«

»Ja.«

»Wann war denn das?«

»Heute morgen. Gegen sechs Uhr ungefähr. Es kann aber auch später gewesen sein. Ich wollte zu ihm, um noch einiges mit ihm zu besprechen. Es waren noch testamentarische Fragen unklar, und ich hatte in der Nacht nach einer Lösung gesucht und sie auch gefunden. Aber das wird Sie nicht interessieren. Ich bin also aufgestanden und war sehr erstaunt, als ich das Schlafzimmer meines Vaters verlassen vorfand. Ich habe dann nach dem Personal geläutet, aber Henry, Vaters persönlicher Diener, wußte auch nichts. Der Rest ist einfach. Ich habe ihn dann in seiner Bibliothek gefunden.«

John nickte nachdenklich. »Ihr Vater ist erwürgt worden«, sagte er. »Genau wie Ihr Bruder.«

»Ja.«

»Ich schließe daraus, daß es sich dabei um ein und denselben Täter handelt«, sagte John. Dann fragte er: »Haben Sie eigentlich keine Angst, Mister Clifton?«

»Wieso?«

»Ihr Bruder, Ihr Vater – nun bleiben nur noch Sie. Jemand hat es auf Ihre Familie abgesehen, wie mir scheint. Und jedes Opfer wurde erwürgt. Und stellen Sie sich vor, Mister Clifton, ich habe den Täter sogar gesehen.«

»Was sagen Sie da?« Dan Clifton riß erstaunt die Augen auf. Seine Gesichtshaut wurde plötzlich bleich.

»Ja«, erwiderte John lächelnd. »Ich sah ihn in der vergangenen Nacht. Im Haus eines gewissen Jonny Reno. Sie kennen ihn doch?«

»Natürlich. Jonny Reno und mein Bruder waren oft zusammen. Sie hatten viel gemeinsam.«

»Das glaube ich auch«, meinte John. »Fehlen nur noch zwei weitere Namen, die Sie mir genannt haben. Sean McCormick und Al Astor. Zwei weitere schon vorprogrammierte Opfer?«

»Aber wer sollte denn…?«

»Ich weiß es nicht, Mister Clifton. Ich weiß auch nicht, wie der Tod Ihres Vaters in diesen Kreis hineinpaßt. Aber ich werde es herausbekommen, glauben Sie mir. Und noch etwas will ich Ihnen verraten. Sie haben mich vorhin nicht gefragt, weshalb ich den Würger nicht festgenommen habe.«

»Ich hatte es vergessen.«

»Das nehme ich vorerst auch an. Ich will Ihnen jedoch eine Antwort geben. Der Würger war kein Mensch aus Fleisch und Blut. Er ist eine Gestalt der Finsternis, ein Dämon, ein Schattenwesen. Ich weiß als einziger, daß übersinnliche Kräfte mit im Spiel sind. Chief-Commissioner Hendricks wird weiterhin nach einem anderen Täter herjagen. Ich jedoch bleibe dem richtigen Würger auf der Spur. Und glauben Sie mir, Mister Clifton bisher habe ich noch jeden Dämon zu packen gekriegt.«

»Wie schön für Sie«, meinte Dan Clifton höhnisch. »Um mir solchen Unsinn zu erzählen, sind Sie extra hergekommen?«

»Es wird sich noch herausstellen, ob es Unsinn ist. Wir hören noch voneinander, Mister Clifton.«

John deutete eine Verbeugung an und verließ den Salon. Mit ausdruckslosem Blick starrte ihm Dan Clifton nach.

»Na, sind Sie jetzt schlauer geworden, Sinclair?« wurde John von Chief-Commissioner Hendricks empfangen.

»Ein wenig, Sir«, antwortete John.

»Welcher Geist ist es denn? Der Weingeist?« Hendricks stieß ein meckerndes Gelächter aus.

John lachte mit. Dann meinte er: »Der Weingeist ist es nicht, sondern

der Flaschengeist. Ich muß nur noch den Korken draufsetzen, dann habe ich ihn gefangen. Guten Tag, Sir.«

John Sinclair ließ den erstaunten Chief-Commissioner stehen und ging mit raschen Schritten auf den Ausgang zu. Sich hier noch länger aufzuhalten, war nur verlorene Zeit.

Er würde diesem Schloß zwar noch mal einen Besuch abstatten, aber dann zu einem Zeitpunkt, den er für richtig hielt.

Und zwar in der nächsten Nacht!

***

Sean McCormick, der junge, smarte Rechtsanwalt, war nervös. Er hatte von Renos Tod in der Presse gelesen, und, zum Teufel noch mal, der Mord war ihm schwer an die Nieren gegangen.

Perry Clifton – Jonny Reno – und wer war der nächste?

Er oder Al Astor. Phil Diamont konnte man ausklammern. Er war bereits in den frühen Morgenstunden in die Staaten geflogen. Vielleicht, um sich ein Alibi zu verschaffen? Unter Umständen war er der Drahtzieher im Hintergrund.

Unsinn. Sean McCormick wischte die Gedanken weg. Welches Motiv sollte Phil Diamont gehabt haben? Seine und die Interessen der anderen berührten sich nicht.

Eigentlich hatte Sean McCormick mit seinen sechsunddreißig Jahren schon alles erreicht, was ein Mann erreichen konnte. Er residierte in der Bond Street. Die Kanzlei hatte er von seinem verstorbenen Vater übernommen. Alles war gleich geblieben, nur die Klienten hatten gewechselt. Sean McCormick war ein erfolgreicher und mit allen Wassern gewaschener Unterweltsanwalt geworden – und nebenbei noch Playboy.

Kein Wunder, wenn man so aussah wie er.

Graues, leicht gewelltes Haar. Stets sonnengebräunt und nach der neuesten Mode gekleidet war er ganz der erfolgreiche Verführer und Mann von Welt, der bei Frauen unerhört gut ankam und dem es auch immer leicht gemacht wurde.

Zu seinem Typ paßte allerdings nicht das gediegen und eher konservativ eingerichtete Büro. Holzgetäfelte Wände, schwere Ledersessel, dicke Teppiche und ein antiker Eichenschrank, der gleichzeitig auch als Bar diente. Auf einen Schreibtisch hatte Sean McCormick verzichtet. Er war der Meinung, daß so etwas Profanes die Atmosphäre stören würde. Seine beiden Sekretärinnen, die im Vorzimmer saßen, erledigten sämtliche anfallenden Büroarbeiten. Sean McCormick konnte sich also ganz seinen Klienten widmen. Allerdings hatte er sich eine Gegensprechanlage ins Büro legen lassen. Sie stand auf dem rechteckigen massiven Holztisch, um den sich die drei Sessel gruppierten.

Und ihr dezentes Summen war es, das Sean McCormicks unruhige Wanderung durch das Büro unterbrach.

Mit zwei Schritten stand er neben dem Tisch und kippte einen roten Hebel um.

»Ja?«

Die Stimme seiner Erstsekretärin klang ihm entgegen. »Mister Astor, Sir.«

»Soll reinkommen.«

»Sehr wohl, Sir.«

Dreißig Sekunden später schneite Al Astor ins Büro. »Scheiße!« schrie er zur Begrüßung und knallte zwei Zeitungen auf den Tisch. »Hast du das schon gelesen, Sean?«

»Selbstverständlich.«

»Und?«

»Nichts – und.«

»Das darf doch nicht wahr sein.« Astor ließ sich in einen Sessel fallen. Hochrot war sein Kopf. »Jonny ist gekillt worden, und du nimmst das einfach so hin.«

»Ich kann es nicht mehr ändern.«

»Deine Ruhe möchte ich haben, Mann.«

Astor wischte sich mit einem Tuch den Schweiß aus der Stirn. Der Nachtclubbesitzer war ein mittelgroßer Mann, aber ungeheuer breit in den Schultern, so daß er aus diesem Grund nur Maßanzüge tragen konnte. Seine Gesichtshaut glänzte immer wie mit Öl eingerieben, und die kleinen, wieselflinken Augen kamen nie zur Ruhe. Zwei protzige Ringe zierten die Finger der linken Hand, und sein spärlicher Haarwuchs wurde durch einen Vollbart ausgeglichen, in dessen Mitte der Mund wie eine offene Wunde klaffte.

Al Astor sah älter aus als vierzig Jahre. Er war auch beileibe kein Frauentyp, aber was er freiwillig nicht bekam, das nahm er sich mit Gewalt.

»Du bist also gar nicht nervös, Sean?« schnaufte Astor.

»Doch, aber ich kann mich besser beherrschen.«

»Hör auf.« Astor winkte ab. Dann verschwand seine Hand in der rechten Jackentasche. »Hier! Das hast du sicherlich auch bekommen.« Er reichte seinem erstaunten Gesprächspartner einen DIN-A5-Bogen aus Büttenpapier. »Lies.«

Während Sean McCormick den Zettel entgegennahm, ging Astor zur Hausbar und kippte sich einen doppelstöckigen Whisky ein. Murmelnd las Sean McCormick das vor, was auf dem Papier geschrieben stand.

»Ich bitte Sie, sehr geehrter Mister Astor, sich heute abend um zwanzig Uhr auf Schloß Clifton einzufinden. Es handelt sich um eine sehr dringende Besprechung, die keinen Aufschub duldet. Dan Clifton.«

Sean McCormick ließ die Hand mit der Einladung sinken. Erstaunt sah er Al Astor an.

»Das ist allerdings seltsam, Al. Aber es tut mir leid, ich habe eine solche Einladung nicht bekommen.«

»Komisch. Ich…«

»Moment«, unterbrach McCormick seinen Besucher. »Ich habe noch nicht die Post durchgesehen.« Er beugte sich vor, schaltete abermals die Gegensprechanlage ein und fragte seine Sekretärin nach der Post.

»Sie ist allerdings noch nicht sortiert, Sir«, sagte die Vorzimmerelfe spitz.

»Das ist mir egal. Bringen Sie die Sachen her.«

»Jawohl, Sir.«

»Diese Weiber können einem manchmal auf den Wecker fallen«, knurrte McCormick.

»Da sagst du was Wahres«, erwiderte Astor und leerte sein Glas. Helen, die Erstsekretärin, kam mit der Post. Die Frau war für McCormicks Geschmack ein Neutrum. Sie trug die Haare kurz, war ziemlich mager und unerhört tüchtig.

»Bitte, Sir.«

»Danke, Helen. Sie können wieder gehen.«

Die Vorzimmerfee stolzierte davon.

Sie hatte die Briefe auf den Tisch gelegt. Hastig wühlte der Rechtsanwalt sie durch, bis er einen kleinen weißen Umschlag fand, ihn rasch aufschlitzte und eine auf Büttenpapier gedruckte Einladung hervorholte.

McCormick und Astor lasen die Worte gemeinsam.

Sie stimmten mit denen überein, die auch auf Astors Karte standen. Der Nachtclubboß grinste. »Jetzt bist du platt, wie?«

»Warum?«

»Überleg doch mal. Hat uns Dan Clifton schon mal eingeladen? Und dazu noch in sein Schloß. Mensch, der alte Clifton hätte Theater gemacht und uns…«

Das Summen des Telefons unterbrach Al Astor.

McCormick hob ab.

»Ein Gespräch für Sie, Sir.«

»Stellen Sie durch.«

Und dann sagte der Rechtsanwalt erst einmal fünf Minuten lang gar nichts. Etwas, was bei ihm höchst selten vorkam. Die Nachricht mußte ihn sehr geschockt haben.

Als er schließlich den Hörer auflegte, sagte er mit leiser Stimme: »Jetzt brauche ich auch einen Schluck.«

»Mensch, was ist denn passiert?« fragte Al Astor nervös.

Sean McCormick kippte sich einen dreifachen Bourbon ein. »Dan Clifton hat eben angerufen.«

»Und?« schnappte Astor.

Der Anwalt nahm einen Schluck, verzog das Gesicht und sagte: »Der alte Clifton ist ermordet worden. Erwürgt, genau wie Perry!«

»Das ist doch nicht möglich!« Astor wurde kreidebleich und ließ sich in einen Sessel fallen. »Langsam bekommt man es wirklich mit der Angst zu tun. Du kennst mich und weißt, daß ich nicht gerade ein Waisenknabe bin. Ich habe schon so manchen Strauß ausgefochten, auch mit Konkurrenzbanden, und einmal ist auch heißes Blei geflogen. Aber einen heimtückischen Killer hatte ich noch nie im Nacken.«

»Woher weißt du denn, daß er dir ans Leben will?« fragte Sean McCormick.

»Das sagt mir mein Gefühl. Außerdem kann ich eins und eins zusammenzählen.«

»Dann gehst du heute abend wohl nicht hin?«

Astor hob die breiten Schultern. »Wenigstens nicht allein. Ich werde mir wohl zwei von meinen besten Jungens mitnehmen. Die werden schon auf mich achtgeben. Und auf dich natürlich auch.«

Sean McCormick lächelte mokant. »Dann hältst du Dan Clifton also für einen Mörder. Traust du ihm so etwas überhaupt zu? Mensch, der ist doch nur eine halbe Person.«

Astor streckte abwehrend beide Arme aus. »Davon habe ich nichts gesagt. Aber wer weiß, welche Typen er noch alles eingeladen hat?«

»Du kannst ihn ja mal anrufen.«

»Nein, ich will mich doch nicht blamieren. Ich fahre heute abend in Begleitung hin. Die Jungens werden sich in der Nähe aufhalten. Dann fühle ich mich sicher. Nur frage ich mich, was Dan Clifton uns alles erzählen will.«

»Ich bin schließlich Anwalt«, meinte McCormick.

»Stimmt. Er wird sicherlich noch eine erbrechtliche Frage zu klären haben. Ist ja auch egal. Wir erfahren ja sowieso heute abend mehr.« Astor blickte auf seine Uhr. »Für mich wird es Zeit. Ich muß noch zwei neue Tänzerinnen begutachten.« Astor leckte sich die Lippen.

»Überanstrenge dich nur nicht«, meinte Sean McCormick sarkastisch.

»Keine Angst. Ach so, da fällt mir noch etwas ein. Fahren wir heute abend zusammen? Soll ich dich abholen?«

»Nicht nötig, mein Jaguar braucht mal wieder Auslauf.«

»Okay, dann bis später.«

Der Nachtclubbesitzer verschwand.

Nachdenklich trat McCormick an das hohe Fenster. Durch die Scheibe sah er nach unten auf die Bond Street. Sechs Stockwerke hoch war das Haus. McCormicks Büros lagen im vierten.

Die Einladung ging dem Rechtsanwalt nicht aus dem Sinn. Was bezweckte Dan Clifton damit? Wie kam er dazu, Leute einzuladen, die ihm eigentlich fremd waren? Oder fand etwa eine

Testamentseröffnung statt? Unsinn! Der alte Clifton hatte Astor und ihm bestimmt nichts vermacht. Und Perry hatte noch nicht an ein Testament gedacht.

Wie er es auch drehte und wendete, Sean McCormick kam zu keinem Ergebnis. Es schien wirklich besser zu sein, den kommenden Abend abzuwarten.

Der Anwalt öffnete die schwere, von innen gepolsterte Tür seines Büros und gab seinen Sekretärinnen Anweisung, an diesem Tag alle Termine abzusagen.

Dann setzte er sich in einen Sessel, legte die Beine auf den Tisch und dachte nach.

***

Die schnurgerade und gut asphaltierte Privatstraße führte durch den herbstlich gefärbten Mischwald. Das Gelände gehörte noch den Cliftons, und erst vier Meilen weiter mündete die Straße in einen Zubringer der Stadtautobahn.

John Sinclair hatte das Gefühl, durch einen Tunnel zu fahren. Die Bäume standen zu beiden Seiten der Fahrbahn sehr dicht beisammen, und ihre ausladenden Kronen bildeten ein farbiges Dach.

Schon auf der Hinfahrt hatte John das herrliche Stück Natur genossen, aber diesmal drehten sich seine Gedanken mehr und mehr um Dan Clifton.

Der Oberinspektor hatte das Gefühl, daß der junge Millionenerbe zumindest mehr wußte, als er zugegeben hatte. Wenn diese Theorie stimmen sollte, aus welchem Grund verschwieg er etwas? John grübelte hin und her und kam doch zu keinem Ergebnis. Er nahm sich jedoch vor, über Dan Clifton mehr in Erfahrung zu bringen. Es gab von der Familie Clifton – wie über alle führenden Industriebosse des Landes – eine Akte, die in den Panzerschränken des Innenministeriums lag und die nur in besonderen Fällen eingesehen werden durfte. Nach Johns Meinung war dies so ein besonderer Fall. Der Bentley lag wie ein Brett auf der Straße. Der Motor lief ruhig. Der Verkehr war kaum nennenswert. Es verlief sich wohl kaum ein ungeladener Gast in diese Gegend.

John hatte etwa zwei Meilen hinter sich gebracht, als er plötzlich das Gefühl hatte, nicht mehr allein im Wagen zu sein. Unwillkürlich verringerte er die Geschwindigkeit.

Zu seinem Glück, wie sich in den nächsten Augenblicken herausstellen sollte.

Wie von Geisterhand gezaubert, saß hinter ihm auf dem Rücksitz eine Gestalt.

John hatte sie im Innenspiegel gesehen, sah einen übergroßen Hut, unter dem ein silbriger Fleck schimmerte.

Schon gerieten zwei zu Klauen gekrümmte Hände in sein Blickfeld. Der schwarze Würger war da!

Johns Fuß nagelte das Bremspedal.

Da packten die Klauen zu.

Hart umklammerten sie John Sinclairs Hals, raubten dem Geister-Jäger die Luft und rissen ihn nach hinten, so daß sein Kopf gegen die Nackenstütze prallte.

Johns rechter Fuß rutschte vom Bremspedal. Der Wagen hatte noch Fahrt, machte einen Sprung und rollte weiter.

Instinktiv riß John die Hände vom Steuer weg. Er wollte den Unbekannten hinter sich zu packen kriegen, stieß jedoch mit den Knien gegen das Lenkrad und brachte den schweren Bentley so aus der Spur.

Was dann kam, war die Hölle.

Riesengroß wuchsen die Bäume vor dem Wagen auf. In der nächsten Sekunde krachte es.

Blech kreischte gegen den Baumstamm. Ein Ast bohrte sich in die Frontscheibe, die in tausend Krümel zerbröselte. Die Kühlerschnauze wurde zusammengedrückt, die Haube sprang auf. Der Wagen war schräg gegen den Baum geprallt, wurde nach links gedriftet und krachte mit der Flanke gegen einen anderen Stamm.

Es war ein mörderisches Spektakel.

John und der Würger wurden hin und her gerissen. Fliehkräfte spielten mit ihren Körpern, und durch die unkontrollierten Stoß- und Schleuderbewegungen lockerte sich der Griff um John Sinclairs Hals. Der Geister-Jäger reagierte im Unterbewußtsein. Er löste mit einem Handschlag die Verriegelung des Sicherheitsgurtes, warf sich auf den Beifahrersitz und spürte im gleichen Augenblick, wie der schwerbeschädigte Bentley zum Stehen kam.

Johns Finger fanden die Türverriegelung.

Im gleichen Augenblick materialisierte der unheimliche Würger neben ihm auf dem Beifahrersitz.

Wenn nur die Tür nicht klemmt! betete John.

Er riß sie auf, ließ gleichzeitig seine Beine vorschnellen und traf den Unheimlichen in Höhe der Brust.

Der Würger wurde zurückgeschleudert.

John rollte nach draußen, fand sich zwischen Farnkraut und Gras wieder.

Er verlängerte den Fall in eine Rolle und sprang auf die Füße. Aber schon war der Würger neben ihm.

Blitzschnell wich John den mordenden Händen aus und fetzte noch in der Drehung mit der linken Hand seine Knöpfe vom Hemd. Ein geweihtes silbernes Kreuz leuchtete dem Unheimlichen entgegen. John Sinclairs Talisman!

Der Würger erstarrte mitten in der Bewegung. Zwei Herzschläge lang stand er steif da, dann stieß er ein wütendes Knurren aus und hob beide Hände vor den schimmernden Fleck, der sein Gesicht darstellte. Ehe John Sinclair jedoch zu einem Gegenangriff übergehen konnte, löste die Gestalt sich auf.

Kurz nur sah der Geister-Jäger ein spiralförmiges silbriges Flimmern, dann nichts mehr.

Erschöpft lehnte sich John Sinclair gegen einen Baumstamm. Erst jetzt spürte er die Folgen des Unfalls. Seine Brust schmerzte, und auch die Rippen taten ihm weh. Gebrochen schien nichts zu sein, aber ein paar Prellungen hatte er bestimmt abbekommen.

John schaute auf den metallicfarbenen Bentley, der ihn vier Jahre lang begleitet hatte.

Totalschaden. Die beiden Bäume waren stärker gewesen als das Blech.

Und doch hatte dieser Bentley John Sinclair das Leben gerettet. Wäre der Wagen nicht von der Straße abgekommen und zweimal gegen einen Baum geprallt, hätte der schwarze Würger es bestimmt geschafft, John Sinclair zu töten.

Der Wagen war zu ersetzen – ein Leben jedoch nicht.

Johns Hände zitterten, als er sich eine Zigarette anzündete. Er mußte jetzt wieder völlig umdenken. Den Verdacht, den er gehabt hatte, konnte er fallenlassen.

Dan Clifton war nicht der Würger. Die Polizisten gaben ihm das beste Alibi der Welt.

Aber wer war dann der unheimliche Mörder? Vielleicht doch einer von Perry Cliftons Freunden?

John Sinclair hob die Schultern. Selten hatte er sich so deprimiert gefühlt wie in diesem Augenblick.

***

Kopfschüttelnd betrachtete Chief-Commissioner Hendricks das Autowrack.

»Wann haben Sie eigentlich Ihren Führerschein gemacht, Oberinspektor? Es ist ja lebensgefährlich, Sie auf die Menschheit loszulassen. Die Straße ist schnurgerade, oder sind Sie etwa am Steuer eingeschlafen?«

»So ungefähr«, erwiderte John, ließ den Chief-Commissioner stehen und entnahm dem Handschuhfach des Bentley wichtige Papiere und seine Reservewaffe.

John kochte innerlich vor Wut. Er war bis zum Schloß zurückgelaufen und hatte von dort nach einem Abschleppwagen telefoniert. Und natürlich hatte Chief-Commissioner Hendricks ihn nach dem Grund des Unfalls gefragt.

John hatte nur ausweichende Antworten gegeben. Die Wahrheit hätte ihm sowieso niemand geglaubt.

Hendricks zwirbelte seinen blonden Sichelbart. Ehe er wieder eine hämische Bemerkung von sich geben konnte, fragte John Sinclair: »Ist Dan Clifton eigentlich noch im Schloß?«

Hendricks runzelte die Stirn. »Natürlich. Wie kommen Sie darauf?«

John lächelte. »War nur so eine Frage.«

Er zündete sich eine Zigarette an. Es schmerzte ihn, daß der Wagen jetzt der Schrottpresse zum Opfer fiel. Himmel! Tausende von Meilen hatte er mit dem Bentley zurückgelegt. Und nie hatte er ihn im Stich gelassen. Bis er das Geld für einen neuen zusammen hatte, mußte er sich wohl mit einem Dienstwagen begnügen.

Der Abschleppwagen tauchte auf. Eine halbe Stunde später war alles erledigt. Der Bentley hing mit der Vorderschnauze schräg an einem Kran, während die hinteren Räder über die Straße rollten. John selbst saß mit Fahrer und Beifahrer im Führerhaus. Neugierigen Fragen nach der Unfallursache wich er geschickt aus. Der Bentley wurde zu Johns Vertragswerkstatt geschafft, und als der Meister das Wrack sah, fielen ihm bald die Augen aus dem Kopf.

Nach einer kurzen Inspektion hob er bedauernd die Schultern. »Da ist wirklich nichts mehr zu machen, Mister Sinclair. Eine Reparatur würde ungeheuer viel kosten. Für den Preis können Sie sich schon fast einen neuen kaufen.«

»Okay«, sagte John, »verschrotten Sie ihn.«

Dann bestellte er sich ein Taxi und fuhr zum New-Scotland-Yard-Gebäude.

Er hatte Powell bereits telefonisch von seinem Mißgeschick verständigt und berichtete ihm jetzt die Einzelheiten. Superintendent Powells Laune wurde noch schlechter. Die Ereignisse der letzten beiden Tage waren ihm auf den sowieso schon schwachen Magen geschlagen. Sein Tablettenkonsum steigerte sich um ein Vielfaches.

»Wir müssen diesen verdammten Würger finden«, sagte er. »Der Tod des alten Clifton hat wichtige Leute im Innenministerium in Alarmbereitschaft versetzt. Clifton vertrat schließlich ein Industrieimperium. Er war ein maßgeblicher Faktor in der Wirtschaft unseres Landes, um die es wirklich nicht zum besten steht. Einige Schreibtischhengste werfen uns schon Unfähigkeit vor, und auch Hendricks tönt groß herum.«

»Ich weiß«, sagte John. »Aber glauben Sie, daß er mir die Geschichte vom schwarzen Würger abnimmt? Es ist zum Verrücktwerden, Sir. Ich drehe mich im Kreis. Ich hatte schon Dan Clifton in Verdacht, aber er hat beim letzten Mord das beste Alibi gehabt, das man sich nur wünschen kann. Ich muß wieder ganz von vorn anfangen.«

»Denken Sie an die hundert Prozent Aufklärungsquote«, sagte der

Superintendent.
»Das mache ich schon die ganze Zeit.«
»Haben Sie denn schon einen Plan, wie Sie weiter vorgehen wollen?« erkundigte sich Powell. »Ich hatte einen. Ich wollte heute abend noch mal allein mit Clifton reden, aber das ist ja jetzt wohl unnötig. Ich glaube kaum, daß mir der Mann noch weiterhelfen kann.«
»Wir können aber auch nicht die Hände in den Schoß legen.«
»Davon hat keiner geredet. Dan Clifton hat mir bei unserem Gespräch noch einige Namen genannt. Da waren noch Al Astor, Sean McCormick und Phil Diamont. Ich werde sie der Reihe nach aufsuchen und ihnen ein paar Fragen stellen.«
»Was versprechen Sie sich davon?«
»Ich schätze, daß das Motiv der Morde irgendwo in der Vergangenheit liegt und daß diese Männer davon wissen. Aus welchem Grund sollte mir Dan Clifton dann die Namen gesagt haben? Feinde von Perry Clifton waren die Leute nicht.«
Powell verzog das Gesicht. »Das ist alles ziemlich unklar, John«, sagte er. »Aber lassen wir das jetzt.« Er erhob sich von seinem Stuhl. »Ich vertraue Ihnen, John. Enttäuschen Sie mich nicht. Dieser Fall kann uns den Job kosten.«
Selten hatte der Geister-Jäger seinen Vorgesetzten so deprimiert gesehen. Verständlich war es allerdings schon. Ihm ging es schließlich auch nicht anders.

***

Al Astor wohnte in Soho.
Er hatte eine Etage über seinem Renommierschuppen TROCADERO gemietet und lebte dort wie die, Made im Speck.
Programm bot der Club vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein. Es war üblich in London, daß Stripteaselokale schon mittags geöffnet hatten. Zur Freude der zahlreichen Angestellten, die sich ihre Pause etwas versüßen konnten.
John hatte den Dienstwagen, einen 70er Austin, auf einem in der Nähe gelegenen Parkplatz abgestellt und war zu Fuß zum TROCADERO gegangen. Ein Portier in Phantasieuniform lehnte an der Tür und pries das Programm mit marktschreierischer Stimme an. Er hatte damit auch Erfolg, denn eine Gruppe deutscher Touristen drängte sich erwartungsvoll an den Schaukästen vorbei ins Innere des Lokals. »Sie werden den Strip Ihres Lebens sehen«, rief der Portier ihnen noch nach, ehe er sich wieder anderen Leuten zuwandte.
John schlüpfte an dem Mann vorbei.
Er mußte einen dunkelblauen Vorhang teilen und stand in einer winzigen Garderobe, die von einer Lady bewacht wurde, deren beste Zeit auch schon vorbei war.

Sie sah, daß bei John nichts zu verdienen war – der Geister-Jäger hatte seinen Mantel im Wagen gelassen – und wandte sich wieder ihrem Strickzeug zu.

John mußte um eine Ecke gehen und stand dann in der Bar. Hier war die schummrige rote Beleuchtung wirklich vonnöten. Sie verdeckte wenigstens die gröbsten Mängel der rotgepolsterten Sessel, deren Stoff wohl zum letztenmal vor fünfzig Jahren gewechselt worden war.

Der Blick des Besuchers fiel direkt auf die Bühne. Sie war winzig und kreisrund. Kaum größer als ein Teller. Ein Girl bemühte sich krampfhaft, einen einigermaßen reizvollen Strip hinzulegen. Aber mit ihrem Getanze konnte sie nicht einmal einen Betrunkenen von der Flasche weglocken.

John steuerte die Bar an.

Sie war ein offenes Rechteck mit zwei müde dreinblickenden Mixern dahinter.

John enterte einen Hocker.

Im Hintergrund der Bar begannen die deutschen Touristen zu lachen. Einer pfiff auch. John riskierte einen Blick und sah, daß die Tänzerin wütend ihren BH ins Publikum warf.

»Was darf's denn sein, Sir?« fragte der Mixer.

»Martini.«

John wollte keinen Whisky trinken. Er brauchte noch einen klaren Kopf.

Der Martini kam. Er war sehr süß und klebte am Gaumen.

Und dann kam noch jemand. Eine auf Unschuldsengel herausgemachte Barelfe.

Sie besetzte den Hocker neben John und schickte heiße Blicke auf die Reise.

»So allein?« begann sie das übliche Vorgeplänkel.

»Ja, Darling«, erwiderte der Oberinspektor. »Und ich möchte es auch bleiben.«

»Du versäumst was, ehrlich«, sagte das Girl und rückte ihre Kurven ins rechte Licht.

»Kann schon sein«, meinte John. »Aber mittags kann ich nie.« Er trank noch einen Schluck und winkte dem Mixer.

»Noch einen Martini, Sir?«

»Nein, aber den Chef.«

Das Gesicht des Mixers wurde um drei Spuren verschlossener. »Glaube kaum, daß der Chef für Sie Zeit hat. Falls Sie eine Beschwerde haben, dann…«

»Ich habe keine, sondern ich will nur mit Mister Astor reden.«

»Es geht leider nicht. Der Chef empfängt nur nach vorheriger Anmeldung.«

John wollte in die Tasche greifen, um seinen Ausweis hervorzuholen,

als sich eine schwere Hand auf seine Schulter legte.

»Du wirst doch hier keine Kanone ziehen wollen, Buddy?« Der Druck der Hand war schmerzhaft. John drehte langsam den Kopf. Ein typischer Rausschmeißer stand hinter ihm. Man hatte ihn in einen Anzug gezwängt, der fast aus den Nähten platzte. Das Nußknackerkinn des Kerls war aggressiv vorgeschoben und die Unke, freie Hand bereits zur Faust geballt.

»Ich will keine Kanone ziehen, sondern nur mit dem Chef reden«, sagte John mit einer wahren Engelsgeduld. »Außerdem bin ich von Scotland Yard, und wenn Sie nicht bald Ihre Pfote von meiner Schulter nehmen, werde ich sauer.«

Anscheinend hatte der Kerl Dreck in den Löffeln, oder er mochte Polizisten nicht leiden.

Ansatzlos kam seine linke Faust.

John hatte instinktiv die Bauchmuskeln angespannt und konnte dem Schlag so einiges von seiner Wirkung nehmen.

Er wurde mit der linken Körperseite gegen die Bar gedroschen und bekam sekundenlang keine Luft. Außerdem schmerzte ihm seine Hüfte noch von der höllischen Autofahrt.

»Mach’s nicht so hart mit ihm, Teddy«, hörte John den Mixer sagen. »Keine Angst, er wird es überleben. Aber erst werde ich ihn mal nach draußen befördern.«

Der Schrank zog John vom Hocker.

Sinclair wollte in der Bar keinen Schaukampf liefern. Bis jetzt waren die Gäste noch nicht aufmerksam geworden, und so ließ er sich von Teddy an der Bar entlangschieben bis zu der Tür, die zu den Toiletten führte.

Sie gelangten in einen Gang mit nackten Ziegelsteinwänden, ließen die Türen mit Ladys und Gents links liegen, kamen an einer Treppe vorbei und standen schließlich vor der Hintertür.

Die mußte allerdings noch aufgeschlossen werden.

Der Schläger lehnte John gegen die Wand und suchte in seiner Hosentasche nach dem Schlüssel. Er nahm an, daß der blondhaarige Gast die Nase voll habe.

Weit gefehlt!

Johns Rechte kam von unten wie ein Hammer. Sie explodierte am Kinn des Schlägers, dem von der Wucht der Kopf in den Nacken gerissen wurde.

Mit verdrehten Augen rutschte der Kerl an der Wand entlang zu Boden.

Kopfschüttelnd stieg John Sinclair über den Bewußtlosen hinweg und wandte sich der Treppe zu.

In Hüfthöhe war über die unterste Stufe eine Kordel gespannt worden. Das Hindernis hielt wohl keinen auf, und erst recht nicht

John Sinclair.

Leichtfüßig ging er die Stufen hoch, gelangte in die erste Etage, dabei in einen buntgestrichenen Gang und entdeckte schließlich eine Tür, auf der in feinen Messingbuchstaben der Name Al Astor stand. »Wir machen heute abend den Laden dicht, und ihr werdet mich begleiten«, erscholl die Stimme eines Mannes.

Sie war so laut, daß Johns Klopfen überhört wurde.

Der Geister-Jäger trat unaufgefordert ein.

Das Zimmer dahinter war geräumig und als Büro eingerichtet. In einem Sessel saß ein schwarzhaariges Girl – höchstens sechzehn Jahre alt – und hatte eine Decke um ihren nackten Körper gewickelt. Die Augen blickten ängstlich.

Der Mann hinter dem Schreibtisch mußte Al Astor sein. Vollbart, fettige Gesichtshaut und breit in den Schultern.

Vor ihm stand ein anderer Kerl. Von hinten glich er dem Knaben, den John auf die Matte geschickt hatte.

»Ich störe doch wohl nicht?« fragte der Geister-Jäger.

Astor sprang wie von der Tarantel gestochen hoch und glotzte John an, als wäre er ein Marsmensch.

Den gleichen dummen Gesichtsausdruck hatte auch der Schläger. Astor fragte erst gar nicht, weshalb John gekommen war, sondern schrie: »Raus!«

Gleichzeitig walzte sein Gorilla auf John zu, um dem Befehl den nötigen Nachdruck zu verleihen.

»Nicht schon wieder«, sagte John, verdrehte die Augen, wich einem Heumacher aus und jagte dem Kerl durch zwei knallharte Schläge die Luft aus den Lungen.

Der Junge schien wirklich nicht viel vertragen zu können. Er japste wie ein Fisch auf dem Trockenen.

John hätte jetzt nachsetzen können, unterließ es aber. Statt dessen warf er Astor seinen Ausweis auf die Schreibtischplatte.

Astor glotzte dumm auf das Dokument. Dann fuhr er sich mit dem Finger unter den Hemdkragen.

»Scotland Yard?« ächzte er.

»Ja. Warum nicht?«

Der Gorilla – er hatte schon zu einem Raketenstart angesetzt – stoppte. Er machte auf dem Absatz kehrt und verdrückte sich heimlich still und leise.

Dafür sprang das Girl auf.

»Polizei?« rief es.

»Ja.« John wandte sich der Kleinen zu. Dann fragte er Astor: »Sagen Sie mal, laufen Ihre Mädchen immer so leicht bekleidet herum, oder ist das Ihre Tochter?«

»Ich – äh…«

»Was hat er mit Ihnen vorgehabt?« fragte John die Kleine.
»Nichts, nichts!« schrie Astor. »Du kannst gehen. Deine Tanznummer taugt nichts.«
Das Girl wandte John den Rücken zu und begann, sich anzuziehen.
»Sagen Sie mal, Miß, wie alt sind Sie eigentlich?« fragte der Oberinspektor.
»Fünfzehn«, kam die schwache Antwort.
John packte Astor am Kragen seines Jacketts. »Fünfzehn!« zischte er. »Sie ist noch ein Kind. Und so etwas lassen Sie in Ihrer Bar auftreten?«
»Nein! Ich wußte doch gar nicht, wie alt sie ist. Sie wollte mir ihren Ausweis…«
»Sparen Sie sich das Gewäsch.« John stieß den Mann von sich. »Und Sie verschwinden«, sagte er zu dem Girl. »Dieser Teil von London ist kein Pflaster für Sie.«
Das Mädchen nickte eingeschüchtert und ging.
Astor war kreidebleich geworden. »Ehrlich, Sir, ich wußte nicht, wie alt die Puppe ist. Heutzutage sieht ja eine Vierzehnjährige schon aus wie…«
»Geschenkt, Astor. Für diese Späße wird sich sicher die Sittenpolizei interessieren. Jetzt weiß ich aber auch, weshalb man mich nicht zu Ihnen lassen wollte.«
»Was – was wollen Sie denn von mir?« fragte Astor, der noch immer um Fassung rang.
John steckte seinen Ausweis wieder ein, holte sich einen Stuhl und setzte sich Astor gegenüber.
»Ich komme aus einem ganz anderen Grund, Mister Astor«, sagte der Geister-Jäger. »Und zwar geht es um den Mord an Perry Clifton.«
Astor erschrak. Er hatte sich schlecht in der Gewalt. Dann versuchte er zu lächeln. »Was könnte ich Ihnen denn sagen, Herr Oberinspektor?«
»Die Wahrheit«, erwiderte John.
Er hatte plötzlich das Gefühl, den Anfang eines roten Fadens in der Hand zu halten, an dessen Ende der schwarze Würger hing…

***

»Sie haben nach mir geläutet, Sir?«
Henry, der Butler, stand steif und mit unbewegtem Gesicht vor seinem Herrn.
»Ja«, sagte Dan Clifton. »Ich möchte, daß Sie sich um die Trauerfeierlichkeiten kümmern. Wir werden eine Doppel-Beerdigung durchführen. In der Familiengruft ist noch genügend Platz.«
Henry fand den letzten Satz in Anbetracht der Situation etwas pietätlos, enthielt sich jedoch eines Kommentars und sagte statt dessen: »Sehr wohl, Sir.«

Henry verbeugte sich dezent, verließ aber noch nicht das Zimmer. »Ist noch etwas?« fragte Dan Clifton.

»Sorry, Sir, aber wenn Sie mir eine Frage gestatten…?«

»Bitte.«

»Wie geht es hier weiter auf Schloß Clifton? Ich meine, in diesem Haus…« Der Butler stockte und biß sich auf die Lippen, aus Angst, er habe schon zuviel gesagt.

Dan Clifton nahm seine Brille ab. Betont bedächtig rieb er mit einem imprägnierten Tuch die Gläser, hielt die Brille gegen das Licht und setzte sie dann wieder auf. »Wie es hier weitergeht, Henry, das sollte eigentlich nicht Ihre Sorge sein. Ich werde mir in den nächsten Tagen überlegen, ob ich das Schloß behalte. Aber über dieses Thema werden wir zu gegebener Zeit noch reden. Ich hoffe, Sie haben mich verstanden, Henry.«

»Natürlich, Sir. Und verzeihen Sie.«

»Schon gut.«

Lautlos verließ der Butler das Zimmer. Draußen auf dem Flur änderte sich sein Gesichtsausdruck. Sorgenfalten kerbten seine Stirn. Man hatte dem alten Clifton viel Schlechtes nachgesagt, aber zu ihm, Henry, war er immer gerecht gewesen. Mit den Söhnen des Alten war der Butler nie gut ausgekommen. Vor allen Dingen Dan Clifton hatte ihn gemieden.

Und jetzt war er der Herr auf dem Schloß.

Henry beschloß, den jungen Clifton ein wenig im Auge zu behalten. Das war er nach seiner Meinung dem Verstorbenen schuldig. Inzwischen saß Dan Clifton im Arbeitszimmer seines Vaters. Er hatte zuerst die Stereo-Anlage dorthin schaffen lassen, und während er wichtige Papiere durchsah, erfüllten die Klänge von Beethovens Fidelio den Raum.

Dan Cliftons Augen begannen zu glänzen. Er spürte, wie sein Blut vibrierte, wie es schneller durch die Adern lief. Euphorie hielt ihn gepackt. Die Nachlaßpapiere interessierten ihn plötzlich nicht mehr. Achtlos ließ er sie zu Boden fallen und ergab sich ganz den Klängen des Meisters.

Mit geschlossenen Augen lauschte er, trank die Musik wie Nektar. Sie richtete ihn wieder auf, ließ ihn an das Leben glauben und präparierte ihn für die großen Aufgaben, die noch vor ihm lagen.

Er hatte alle Anrufer abgewimmelt. Dan Clifton wollte mit niemandem mehr sprechen. Der Besuch der Mordkommission hatte ihm völlig gereicht. Nur Al Astor und Sean McCormick hatten an diesem Tag noch Zutritt zum Schloß.

Dan Clifton freute sich auf den Abend. Er wollte ihn mit einem Dinner einleiten – und anschließend…

Nun ja, das würde die Situation ergeben.

Dan Clifton stand auf.

Er fühlte sich beschwingt, frei von allen Sorgen und frei von jeglicher Autorität, unter der er so gelitten hatte.

Sein Vater war tot! Und Trauer? Nein, die konnte er nicht empfinden. Welten hatten die beiden getrennt.

Dan Clifton lachte, als er den Tonarm des Plattenspielers abhob und ihn in die Halterung hängte.

Dann verließ er das Zimmer.

Auf dem breiten Flur sah er sich nach beiden Seiten um. Der Gang war leer.

Spiegelblank glänzte der Steinfußboden. Die Bilder an den Wänden zeigten berühmte Schlachten der Weltgeschichte.

Dan Clifton ging wieder in den Keller. Auf seinem Gesicht lag ein nahezu entrückter Ausdruck. Bald würde er sein Reich betreten, in das sich nicht einmal mehr sein Vater gewagt hatte und das er auch den Polizisten nicht gezeigt hatte.

Niemand ging es etwas an. Erst recht nicht diesen Oberinspektor. Dan Clifton hatte ihn als einen gefährlichen Mann eingestuft. Man mußte sich vor ihm in acht nehmen.

Hastig schloß Dan Clifton die Tür zu seinem Gewölbe auf. Seine Finger zitterten. Er konnte es kaum erwarten, dem Schrumpfkopf gegenüberzustehen.

Dieser Schrumpfkopf, der sein gesamtes Leben von Grund auf verändert hatte.

Die Augen des Kopfes leuchteten. Irrlichter tanzten in ihnen, silbrig schimmernd.

Dan Clifton wischte sich hastig über das Gesicht. Er spürte die drohende, beklemmende Atmosphäre in diesem Kellerraum. Und er war sicher, daß er sich hier nicht allein befand.

Kein sichtbares Wesen war in der Nähe, aber irgendwo lauerten die fremden Geister, deren böse magische Ausstrahlung durch den Schrumpf kopf vielfach verstärkt auf Dan Clifton einwirkte. Clifton streckte die Arme aus, streichelte über die pergamentartige Haut des Schrumpfkopfes.

Für ihn fühlte sie sich an wie Seide. Cliftons Gedanken zerflossen, wurden zu einem reißenden Strudel, in dem schreckliche Bilder tanzten und die Dan Cliftons Bewußtsein weit fortschwemmten. Hinein in das Meer der tödlichen Träume.

***

Der schwarze Würger schlich durch das Schloß!

Lautlos, gefährlich…

Er nahm nun endgültig von dem Schloß Besitz. Ein dämonisches Schattenwesen, zum Töten geboren.

Ein teuflischer Geist lauerte in den zahlreichen Gängen und Nischen, die leer waren, denn das gesamte Personal hielt sich im anderen Trakt des Schlosses auf, in dem auch die Küche lag.

Bis auf Henry, den Butler.

Die Unruhe hatte ihn nicht in seinem Zimmer bleiben lassen. Er machte sich Sorgen.

Sorgen um sich und um das Schloß.

Er war zu alt, um noch einmal von vorn anfangen zu können. Denn eines wußte er: Mit seinem neuen Herrn würde er niemals auskommen.

Henry spürte mit dem sicheren Instinkt eines lebenserfahrenen Menschen, daß sich etwas verändert hatte.

Das Schloß kam ihm plötzlich unheimlich vor. Die Motive auf den Gemälden, die hohen Decken, die zahlreichen Nischen – überall schien das Fremde zu lauern.

Henry hatte das Gefühl, als würden sich die Figuren auf den Bildern tatsächlich bewegen, oder im Halbdunkel der Nischen würden Schatten hin und her wischen.

Der alte Butler wischte sich über die Stirn. Schweißfeucht zog er seine Hand zurück. Überlaut schlug sein Herz. Das Atmen fiel ihm ebenfalls schwer.

»Ich muß hier raus«, flüsterte er mit verzerrtem Gesicht. »Ich halte es einfach nicht mehr aus.«

Er ging auf die geschwungene Freitreppe zu, die nach unten in die große Empfangshalle führte.

Und dann sah er ihn.

Den schwarzen Würger!

Der Unheimliche stand in der Halle. Henry sah nur seinen Rücken und den Schlapphut mit der breiten Krempe.

Instinktiv trat der Butler einen Schritt zurück. Und das war gut so, denn noch in der gleichen Sekunde wandte der Unheimliche sich um. Er hätte Henry unweigerlich entdeckt, der sich jetzt ängstlich mit dem Rücken gegen die Wand gepreßt hatte und den Atem anhielt. Minuten vergingen.

Eine Zeit, in der Henry nichts anderes hörte als seinen eigenen Herzschlag.

Dann wagte er sich wieder vor und warf einen schnellen Blick hinunter in die Halle.

Sie war leer.

Nichts war mehr von dem schwarzen Würger zu sehen.

Hatte er sich in Luft aufgelöst? Henry kam es so vor, denn er hatte kein Geräusch gehört, das darauf hingedeutet hätte, daß der Würger die Halle verlassen hatte.

Henry zitterte am ganzen Körper. Was sollte er tun?

Auf jeden Fall so schnell wie möglich das Schloß verlassen und hinüber in den anderen Trakt laufen. Dort gab es auch ein Telefon. Der Koch benutzte es, wenn er Waren bestellte.

Henry wagte es.

So schnell es ging, lief der alte Butler die Treppe hinunter. Immer wieder sah er nach links und rechts, doch der Unheimliche zeigte sich nicht.

Mit klopfendem Herzen erreichte der Butler die schwere Tür. Sie war nicht verschlossen, und Henry gelangte ungehindert ins Freie. Er lief, so schnell es seine alten Beine zuließen, rannte quer über den gepflegten Rasen, um den Weg zum Personaltrakt abzukürzen. Keuchend kam er dort an.

Lilly, ein Stubenmädchen, öffnete ihm die Tür. Sie erschrak, als sie den alten Butler ansah.

»Mein Gott, Henry, was ist denn mit Ihnen?«

Henry gab keine Antwort. Er schob die Frau zur Seite und lief in die Küchenräume.

Das Telefon stand in einer Nische auf einem kleinen Tisch.

Der Koch hatte Henry auch gesehen. Er schaute genauso verwundert wie Lilly.

Wie hieß denn dieser Oberinspektor noch, der vor einigen Stunden im Schloß war?

Henry biß sich die Lippen blutig. Der Mann hatte doch auch ihn gefragt. Er hatte zwar nur zwei Sätze mit ihm gewechselt, aber Henry hatte der Beamte sofort imponiert.

»Gibst du denn keine Antwort?« fragte der Koch, der näher gekommen war.

»Hör jetzt auf!« schrie Henry. »Ich muß die Polizei anrufen!« Der Koch wich zurück. So hatte der alte Diener ja noch nie gesprochen. Seltsam.

Endlich fiel Henry der Name des Oberinspektors ein.

Sinclair, hieß der Mann. Ja, Sinclair.

Mit zitternden Fingern wählte der alte Butler die Nummer von New Scotland Yard…

***

Mißtrauen flackerte plötzlich in Al Astors Blick. »Was habe ich denn mit Perry Clifton zu tun?«

»Genausoviel und genausowenig wie Jonny Reno«, entgegnete John, »und beide sind tot.«

Astor senkte den Blick. Nervös knetete er seine Hände. Sekundenlang stand die Wand des Schweigens zwischen den beiden Männern. Dann sagte der Nachtclubbesitzer: »Ich weiß. Und Sie suchen also bei mir den Mörder.«

»Nicht unbedingt.«
»Sondern?«
»Das Motiv.«
Astor schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Herr Oberinspektor. Das verstehe ich nicht.«
John Sinclair schlug die Beine übereinander. »Fangen wir mal von vorn an«, sagte er. »Sie haben doch mit Perry Clifton, Jonny Reno, Sean McCormick und Phil Diamont zusammengesteckt und waren, wie man heute so schön sagt, eine richtige Clique.«
»Wer hat Ihnen das denn erzählt? Etwa Dan Clifton?«
»Vielleicht.«
»Unsinn, Mann. Sicher, wir waren zusammen, wenigstens auf Feten. Aber sonst ging jeder seinen eigenen Weg. Beruflich hatten wir nichts gemeinsam.«
»Immerhin ist Sean McCormick Anwalt«, gab John zu bedenken.
»Was hat das denn mit uns zu tun? Gut, wir haben ihn manchmal um seinen Rat gefragt, aber das waren dann rein geschäftliche Beziehungen. Ich sehe keine Verbindung zwischen uns, die ein Motiv für einen Mord gegeben hätte.«
»Und doch muß es so sein.« John blieb bei seinem Standpunkt. »Wenn nur Jonny Reno umgebracht worden wäre, hätte man doch sagen können, Bandenkrieg auf dem Rauschgiftmarkt. Aber Perry Clifton? Was hatte er mit der Unterwelt zu tun?«
»Nichts.«
»Sehen Sie, Mister Astor. Außerdem ist vor wenigen Stunden der alte Clifton auch noch umgebracht worden.«
Die Worte schlugen ein wie eine Bombe.
»Nein!« ächzte Al Astor.
»Glauben Sie, ich belüge Sie?«
»O verdammt«, flüsterte der Nachtclubbesitzer und begann auf einmal zu schwitzen. »Jetzt verstehe ich gar nichts mehr.«
John Sinclair lächelte spöttisch. »Tun Sie nicht so, als hätten Sie von dem Mord noch nichts gewußt«, sagte John. »Sie sind ein sehr schlechter Schauspieler. In den Mittagsnachrichten ist bereits davon berichtet worden. Wenn Sie sie nicht gehört haben, dann vielleicht einer Ihrer Freunde.«
Astor stand auf. »Spielen wir mit offenen Karten, Oberinspektor. Ich habe von dem Mord gehört, das stimmt, und ich habe, zum Teufel noch mal, auch über ein Motiv nachgedacht. Verdammt, Sinclair, ich habe Angst. Verstehen Sie das?«
Astor hatte sich umgewandt und die Hände zu Fäusten geballt. »Die gleichen Schlüsse, die Sie gezogen haben… Ach, verdammt.« Der Nachtclubbesitzer winkte ab. Dann griff er plötzlich in die Rocktasche, holte die von Dan Clifton geschickte Einladung hervor und drückte sie

John in die Hand.
»Lesen Sie, Oberinspektor. Und sagen Sie mir bitte Ihre Meinung.« John las den Text. Dann gab er die Karte zurück.
»Und?« fragte Astor.
»Ist Ihnen wirklich nicht klar, was diese Einladung bedeutet?« fragte Sinclair.
»Nun – ich…«
»Mann, das ist eine hundsgemeine Falle, Astor. Sie und McCormick…«
»Moment mal«, John unterbrach sich. »Haben die anderen beiden auch solche Einladungen bekommen?«
»Ich weiß es nur von Sean McCormick«, erwiderte der Nachtclubbesitzer. »Phil Diamont ist ja nicht da. Er ist heute morgen in die Staaten geflogen. Ich wollte, ich wäre es auch.«
»Also Sie und McCormick.« John überlegte. »Selbstverständlich gehen Sie hin.«
Astor hob abwehrend beide Hände. »Nein, mein Lieber. Jetzt nicht mehr. Ich bleibe hier und lasse mich von meinen Jungs bewachen.«
»Glauben Sie denn im Ernst, die wären in der Lage, einen zu allem entschlossenen Killer aufzuhalten?«
Al Astor hob die Schultern. »Wenn Sie so direkt fragen, dann…«
»… glauben Sie es selbst nicht«, vollendete John den Satz. »Hören Sie zu, Mister Astor. Sie und McCormick werden am heutigen Abend dem guten Dan Clifton einen Besuch abstatten. Allerdings nicht allein, denn ich werde der dritte Gast sein.«
»Halten Sie denn Dan Clifton tatsächlich für den Mörder?« fragte Al Astor.
John schüttelte den Kopf. »Nein.«
»Aber wer ist es dann?«
»Ein Geist, Mister Astor.«
»Ein – was? Ich glaube, einer von uns beiden ist verrückt. Das hat mir ein Polizist noch nie gesagt, daß er an Geister glaubt. Könnte ich wenigstens eine Erklärung bekommen?«
John erhob sich von seinem Stuhl. »Sorry, Mister Astor, aber das würde die Grenzen unseres Gesprächs sprengen. Wir sehen uns also heute abend. Und noch etwas. Lassen Sie Ihre Angstmacher zu Hause. Sie taugen nicht viel.«
Kopfschüttelnd sah der Barbesitzer dem Geister-Jäger nach. »Das habe ich ja noch nie erlebt«, murmelte er. »Ein Bulle glaubt an Geister. Komisch.«
Der »Bulle« ging inzwischen durch die Bar, die jetzt noch leerer geworden war, warf sich in seinen Dienst-Austin und fuhr zum Yard-Gebäude zurück.
Glenda Perkins, Johns schwarzhaarige Sekretärin, war ganz

aufgeregt. »Da war ein Anruf für Sie, Sir. Scheint sehr wichtig gewesen zu sein. Der Name des Mannes…«

»Haben Sie den Anruf…?«

Die schwarzhaarige, bildhübsche Glenda Perkins strahlte. »Ja, Sir, ich habe ihn auf Band.«

»Sie sind ein Schatz, Glenda.«

In seinem Büro ließ John den kleinen Recorder ablaufen. Er war überrascht, als er vernahm, wer ihn angerufen hatte. Henry, Diener der Familie Clifton. Der alte Mann war sehr aufgeregt, das konnte John der Stimme deutlich entnehmen. Hastig informierte er den Oberinspektor über seine Entdeckungen.

John hörte sich die Aufnahme ein zweites Mal an. Dann griff er selbst zum Telefon und wählte die Nummer des Schlosses. Nach einigem Hin und Her bekam er Henry an den Apparat.

Der alte Diener stöhnte vor Erleichterung auf, als er hörte, wer ihn da zu sprechen wünschte.

Und dann schmiedete John Sinclair mit dem Butler Henry einen seltsamen Plan…

***

Sean McCormick und Al Astor waren pünktlich um zwanzig Uhr zur Stelle. Astor war allein gekommen. Er war Johns Rat gefolgt und hatte seine beiden Leibwächter daheim gelassen.

Al Astor parkte seinen protzigen schneeweißen Caddy neben Sean McCormicks Jaguar.

Der Anwalt war schon ein paar Schritte vorgegangen. Dicht vor der Freitreppe drehte er sich noch einmal um. Zwei Bogenlampen, die im Mauerwerk des Schlosses verankert waren, warfen ihr Licht auf die breiten Steinstufen und Übergossen den Anwalt mit ihrem milchigen Schein.

Wie festgefroren lag das Grinsen in McCormicks Mundwinkeln. Er trug einen engen, taillierten Stoffmantel, der nach der neuesten Mode geschnitten war und vorn offenstand. Die Hände hatte er in den Taschen des Mantels vergraben.

»Komm, Al, schließlich wollen wir pünktlich sein. Es gehört sich ja so.«

Der Anwalt begann zu lachen, drehte sich wieder um und ging mit elastischen Schritten und etwas erhobenem Kopf auf das Eingangsportal zu.

Es wurde bereits geöffnet.

Henry, der Butler, stand auf der Schwelle.

Er verneigte sich, als McCormick auf ihn zuschritt. »Mister McCormick?« fragte er.

»Was soll das? Du kennst mich doch.« Der Anwalt grinste. »Sorry,

Sir.«

McCormick und Astor schritten an dem Butler vorbei, der sanft die schwere Tür ins Schloß drückte und sofort danach Sean McCormick aus dem Mantel half.

McCormick hakte die Daumen in die Taschen seiner Anzugsweste. »Wo ist denn der Knabe?« fragte er.

»Mister Clifton wird Sie sogleich empfangen, Gentlemen. Wenn Sie mir bitte folgen wollen…«

»Folgen wir«, meinte McCormick.

Al Astor sagte nichts. Er war übernervös, hatte bohrende Angst. Seit Sinclairs Besuch fühlte er sich seines Lebens nicht mehr sicher. Der Butler führte die beiden Gäste in das Speisezimmer. »Bitte sehr, Gentlemen«, sagte er. Astor und McCormick sahen sich noch auf der Türschwelle staunend um. Das Zimmer war ein Traum im Rokoko-Stil.

Die hohen Fenster wurden von blutroten Vorhängen verdeckt. Schabracken, ebenfalls aus dunkelrotem Stoff, ergänzten das Bild. Die Wände waren mit Seidentapeten bespannt. Sündhaft teure Teppiche bedeckten den Boden. Von der Decke hing ein prunkvoller Kristallleuchter, in dem Kerzen brannten, deren Schein das Zimmer mit anheimelndem Licht erfüllte.

Doch den Mittelpunkt bildete der festlich gedeckte, runde Tisch. Kostbares Porzellan, Silberbestecke und kunstvoll geschliffene Weingläser bildeten eine vollendete Harmonie, die auch noch von dem Blumenstrauß auf der Mitte des Tisches ergänzt wurde. Sean McCormick fand als erster die Sprache wieder. »Alle Achtung, da hat sich unser Freund etwas einfallen lassen.«

»Ich weiß ja, was ich meinem Ruf schuldig bin«, erwiderte Dan Clifton. Er hatte im toten Winkel hinter der Tür gewartet und trat nun ein paar Schritte vor.

Überrascht sahen die beiden Neuankömmlinge ihn an. Clifton trug einen dunkelblauen Anzug, dazu ein weißes Hemd und eine gepunktete Krawatte. Die Augen hinter seinen Brillengläsern blitzten spöttisch.

»Zuviel der Ehre, Dan«, meinte McCormick. »Ich weiß gar nicht, ob wir sie verdient haben.«

»Sicher doch. Nehmen Sie Platz, Gentlemen.«

Die Männer setzten sich. »Was möchten Sie als Aperitif?« fragte Dan. Man entschied sich gemeinsam für einen Martini.

McCormick und Astor leerten ihre Gläser auf einen Zug, während Clifton an dem Getränk nur nippte. Al Astor rutschte unruhig auf dem mit blauem Polster überzogenen Stuhl herum.

»Sie sind nervös, Al«, stellte Dan Clifton fest. »Vor zwei Tagen waren Sie noch ganz anders, als Sie mitgeholfen haben, mich in den Pool zu werfen.«

»Warum erwähnen Sie das?«
Clifton lächelte. »Nun, ich – ah, da kommt ja die Vorspeise.« Der Butler schob einen Flambierwagen in das Zimmer. Henry war nicht allein. Ein schwarzhaariger Mann in einem dunklen Smoking befand sich ebenfalls bei ihm. Er verneigte sich höflich, nahm eine Flasche Calvados und goß ihn in die Pfanne, deren Boden mit fleischigen Shrimps bedeckt war.
Sekunden später stand der Alkohol in Flammen.
Es war ein prächtiges Schauspiel. Die Gesichter der Männer wurden mit rötlichem, flackerndem Schein übergossen.
»Wie heißt es doch noch so schön?« meinte McCormick. »Man hat keine Kosten und Mühen gescheut.«
»Eben«, erwiderte Dan Clifton.
Die Shrimps wurden serviert, und die beiden Diener zogen sich unauffällig zurück.
Während McCormick und Dan Clifton mit gutem Appetit aßen, rührte Al Astor kaum einen Bissen an.
»Schmeckt es Ihnen nicht?« fragte Clifton.
»Nein, ich…«
»Er liebt mehr das Fleisch«, sagte der Anwalt grinsend. »Dann werden Sie anschließend bestimmt auf Ihre Kosten kommen«, meinte Clifton.
Die Männer sprachen dann nicht mehr miteinander, bis die Suppe serviert wurde.
Oxtail clear, mit einer Chesterstange als Beigabe.
Die Männer aßen. Diesmal auch Al Astor. Ein unsichtbarer Beobachter hätte sehen können, wie verkrampft die drei an dem Tisch saßen. Jeder schien den anderen zu belauern oder darauf zu warten, daß der andere einen Fehler machte.
Etwas lag in der Luft. Das konnte man fühlen.
Schließlich hielt es Al Astor nicht mehr aus. Er legte seinen Löffel zurück, tupfte sich die Lippen ab und faltete die Serviette zusammen. »Ich möchte jetzt endlich wissen, was hier gespielt wird«, sagte er laut und vernehmlich.
Dan Clifton behielt sein Lächeln bei. »Wie soll ich das verstehen, Al?«
»Nun – diese Einladung. Heute ist Ihr Vater gestorben. Es ist doch ungewöhnlich, daß man an einem Trauertag wie diesem ein Galadinner gibt.«
»Vielleicht ist es gar kein Trauertag für ihn«, mischte sich Sean McCormick ein.
»Genau, Mister Astor«, sagte Clifton. »Ich bin eigentlich froh, daß mein Vater nicht mehr unter den Lebenden weilt.«
»Das hört sich ja so an, als hätten Sie sich seinen Tod gewünscht.«
»Vielleicht.«
»Das ist ungeheuer.« Al Astor sprang auf. »Keine Sekunde länger

bleibe ich in diesem Haus.«

»Nun stell dich nicht so an«, sagte McCormick und drückte Astor wieder auf den Stuhl. »Laßt uns erst mal zu Ende essen. Vielleicht sind wir sogar am Erbe der Cliftons beteiligt. Schließlich haben wir uns mit Perry immer gut verstanden.«

»Das habe ich auch nicht vergessen«, meinte Dan Clifton. Dann wurde das Hauptgericht serviert. Lammrückenbraten, pikant zubereitet und mit erlesenen Gemüsen garniert.

Die Männer begannen wieder zu essen. Sie tranken dazu schweren, harzigen Rotwein und vergaßen über dem vorzüglichen Essen minutenlang ihre Differenzen.

Danach gab es das Dessert.

Flambierte Himbeeren mit Eis, eine wahrhaftige Gaumenfreude. Erst später kam man wieder zum eigentlichen Thema. Dafür aber mit aller Deutlichkeit.

»Und jetzt die Karten auf den Tisch, Dan Clifton«, sagte Sean McCormick. »Halten Sie uns nicht für dumme Jungen. Hat diese Einladung etwas mit den Morden zu tun, die in letzter Zeit passiert sind? Ich meine die an Jonny Reno, Perry Clifton und deinem Vater.« Dan Clifton strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht und blickte in sein Weinglas.

»Ja, Gents, es hat etwas damit zu tun.«

»Und was?«

»Alles.«

McCormick und Astor sahen sich an.

»Verstehst du das, Al?« fragte der Anwalt.

Astor schüttelte den Kopf.

»Wir warten auf eine Erklärung, Dan Clifton«, sagte Sean McCormick.

»Die werde ich geben. Aber nicht hier.«

»Wo denn?«

»In meinen Räumen – unten im Keller.«

McCormick verzog die Mundwinkel. »Wollen Sie uns in eine Folterkammer führen?«

»Nicht direkt. Aber etwas seltsam wird es schon sein. Ich hoffe, Sie haben keine Angst.«

McCormick lachte. »Vor wem denn? Vor Ihnen nicht, Dan. Denken Sie an den Pool.«

Dan Clifton, der schon aufgestanden war, drehte sich um und sah den Anwalt an. »Daran habe ich immer nur gedacht, McCormick.«

»He, Sie können wohl keinen Spaß vertragen, wie?«

»Hör doch auf«, sagte Astor, der sich in seiner Rolle sehr unwohl fühlte.

»Wenn Sie dann bitte mitkommen wollen, Gentlemen.«

Sean McCormick hob die Schultern und schloß sich Dan Clifton und

Al Astor an.
Clifton führte sie durch die Halle auf die Kellertür zu.
»Jetzt geht's in die Unterwelt«, scherzte McCormick, doch keiner lachte.
Der Weg führte durch den Weinkeller, und dann blieb Dan Clifton vor der Tür zu seinem ureigensten Reich stehen.
Er schloß auf und machte Licht.
Überall an den Wänden glühten kleine Lampen auf, die einen roten Schein verbreiteten und all die Masken und kultischen Gegenstände geheimnisvoll anleuchteten.
Clifton schloß die Tür.
Verwundert sahen sich seine beiden Gäste um. Astor bewegte die Schultern, als würde ein Schauer darüberlaufen.
»Wo sind wir denn hier gelandet?« fragte Sean McCormick. Auch seine Stimme klang nicht mehr ganz so selbstsicher.
Dan Clifton machte eine weit ausholende Handbewegung. »Ihr seid im Vorhof der Hölle.«
»Jetzt spinnen Sie aber endgültig!« sagte der Anwalt. »Nur, um uns das zu sagen, haben Sie uns in den verdammten Keller geschleppt?«
»Nein.«
»Sondern?«
»Ich werde Ihnen die Lösung eines Rätsels servieren. Sie werden erfahren, wer die Morde begangen hat.«
»Moment mal.« McCormick hob die Hand. »Sie sind sich verdammt sicher, Dan, was?«
Clifton nickte lächelnd.
»Das kann also nur bedeuten, daß Sie den Mörder gut kennen. Habe ich recht?«
»Jawohl, Herr Anwalt.«
»Und da Al Astor und ich es nicht sind, bleibt also nur noch…«
»Falsch kombiniert, Herr Anwalt«, fuhr Dan Clifton Sean McCormick in die Parade. »Ich bin nicht der Mörder.«
»Zum Teufel, wer ist es dann?«
Dan Clifton gab keine Antwort. Statt dessen ging er auf den Schrumpfkopf zu, dessen Augen plötzlich zu leben anfingen. Ein unheimliches Feuer gloste darin. Die Pergamenthaut veränderte sich, wurde straff und glatt, und mit einem Ruck hob Dan Clifton den Kopf von der Stange.
»Nein!« rief er mit Stentorstimme, die den beiden Männern kalte Schauer über den Rücken jagte. »Der Mörder ist der schwarze Würger!«
»Himmel!« Al Astor faßte sich plötzlich an die Kehle, so, als würde er keine Luft mehr bekommen. Siedendheiß fiel ihm ein, daß der Oberinspektor von einem Geist gesprochen hatte.

Sollte wirklich…?

Astors Gedankenkette zerbrach. Sein Blick wurde auf Dan Clifton gelenkt, der den Schrumpfkopf jetzt über seinen eigenen Kopf hielt und ihn plötzlich losließ.

Wie eine zweite Haut fuhr der Schrumpfkopf über das Gesicht des jungen Clifton, bildete mit ihm eine Einheit.

»Weg!« keuchte Al Astor und wollte McCormick, der gebannt dem unheimlichen Schauspiel zusah, mit sich reißen.

Clifton lachte böse und dämonisch. »Zu spät!« brüllte er. »Zu spät! Dreht euch um, ihr Narren!«

Die beiden Männer gehorchten wie Marionetten.

Vor ihnen stand der schwarze Würger.

***

Als Dan Clifton und seine beiden Gäste verschwunden waren, ließ sich der Butler ächzend auf einen Stuhl fallen. »Ich weiß nicht, wie das weitergehen soll«, flüsterte er mit rauher Stimme. »Die beiden sind in Gefahr. Wir müssen…«

»Keine Angst«, beruhigte der schwarzhaarige Ober ihn, fuhr im gleichen Moment an seinen Kopf und riß mit einem Ruck die Perücke herunter.

Blondes, kurzgeschnittenes Haar kam zum Vorschein. Eine zweite Bewegung, und der Ober zog eine hautfarbene Kunststoffmaske vom Gesicht.

»Herrjeh, habe ich darunter geschwitzt«, sagte der angebliche Ober, der in Wirklichkeit niemand anderer als John Sinclair war.

»Und ich erst mal, Herr Oberinspektor«, stöhnte der Butler. »Ich dachte, die Maskerade fällt jeden Augenblick auf. Daß das gutgegangen ist! Ich kann es immer noch nicht glauben. Und Dan Clifton. Er hätte doch merken müssen, daß Sie nicht zum eigentlichen Personal gehören.«

»Er war mit seinen eigenen Problemen beschäftigt«, erwiderte John. »Außerdem hat er sich um Personaldinge ja nie gekümmert, wie Sie mir berichtet haben. Er wird die Angestellten kaum kennen.«

»Aber was geschieht jetzt?« fragte der Butler. »Was machen wir?«

»Sie gar nichts, Henry. Ich übernehme das weitere. Sie ziehen sich in den Personaltrakt zurück und verhalten sich vollkommen ruhig. Sollten Sie jedoch in zwei Stunden noch nichts von mir gehört haben, benachrichtigen Sie Superintendent Powell. Alles klar?«

»Alles klar, Sir. Der Herrgott möge Sie beschützen.«

Gebeugt verließ Henry, der Butler, das Zimmer. John konnte dem Mann nachfühlen, wie es in dessen Innerem aussah.

Ruhig überprüfte er die Waffen, die er mitgenommen hatte. Dann öffnete John Sinclair sein Hemd und ließ das silberne, geweihte Kreuz

offen vor der Brust baumeln.

Henry hatte ihm den Weg in den Keller genau beschrieben. Beide hatten sie auch gesehen, daß die drei Männer in Richtung Keller verschwunden waren.

Zum Glück hatte Dan Clifton das Licht brennen lassen. Als John die Tür aufzog, gelangte er ohne Schwierigkeiten in den großen Weinkeller. Er war verwirrend mit den zahlreichen Gängen und Nischen. Der Geister-Jäger fand erst nach einiger Suche in den richtigen Gang, der geradewegs zu der Tür führte, auf der mit roter Schrift die Worte KEIN EINTRITT gepinselt waren.

Hier war das Licht nicht mehr so hell, und John Sinclair verschmolz mit dem Halbdunkel.

Er lauschte.

John konnte nicht viel hören, versuchte, einen Blick durch das Schlüsselloch zu erhaschen, richtete sich aber dann wieder rasch auf, weil er plötzlich Dan Cliftons Stimme vernahm.

Laut und deutlich drang sie an John Sinclairs Ohren.

Was der Geister-Jäger in den nächsten Minuten zu hören bekam, waren die Worte einer menschlichen Bestie…

***

Grauen, Angst, Entsetzen – Ungläubigkeit. All dies paarte sich in Sean McCormicks und Al Astors Blicken.

Der Rückzug war versperrt. Das erkannten sie deutlich.

Der schwarze Würger hatte sich vor der Tür aufgebaut. Er stand dort wie ein unheimliches Denkmal, schrecklich anzusehen, in seinem langen schwarzen Umhang und dem Hut, dessen Krempe nach vorn gebogen war. Kein normales Gesicht sah die beiden geschockten Männer an. Nur ein heller Fleck flimmerte ihnen entgegen. Dan Clifton begann zu lachen. Er bot mit dem Schrumpfkopf einen ebenso schrecklichen Anblick wie der schwarze Würger. Sean McCormick und Al Astor wagten sich nicht zu rühren. Stocksteif standen die beiden auf dem Fleck.

»Ihr habt noch eine Galgenfrist«, sagte der junge Clifton. »Denn bevor ihr zur Hölle fahrt, sollt ihr auch den Grund wissen. Die anderen drei haben ihn nämlich nicht erfahren.«

Sean McCormick versuchte, das Blatt zu ihren Gunsten zu wenden. »Mach doch keinen Unsinn, Dan«, sagte er mit kratziger Stimme. »Ich weiß, das ist alles nur ein Spaß, aber…«

»Es ist kein Spaß!« Cliftons schneidende Stimme unterbrach den Anwalt.

McCormick schluckte. Er warf einen hastigen Blick zu Astor hinüber, doch der Barbesitzer stand auf dem Fleck wie eine Statue. Er hatte die Augen aufgerissen, und in ihnen lag ein Ausdruck des Nichtbegreifens.

Auch der schwarze Würger rührte sich nicht. Das rote Licht umfloß seine dunkle Gestalt, ließ ihn aussehen wie in Blut getaucht. Sean McCormick versuchte es noch einmal. »Du hast doch keine Chance, Dan. Wenn du uns umbringst, wird die Polizei kommen und dich verhaften.«

»Niemand ist mir bisher auf die Spur gekommen«, sagte Dan Clifton.

»Das waren aber auch andere Voraussetzungen!« schrie der Rechtsanwalt. »Hier sind Zeugen. Die Beamten von Scotland Yard wissen, daß wir hier sind.«

»Bluff!« kreischte Clifton. »Niemand weiß etwas!« Die Augen in dem häßlichen Schrumpfkopf begannen zu funkeln. »Ihr wollt nur um euer Leben betteln.«

»Aber Sinclair weiß Bescheid!« keuchte Al Astor plötzlich. »Ja, ich habe ihm gesagt, wohin ich gehe. Und er hat nichts dagegen gehabt. Er wird kommen und uns hier rausholen.« Der Barbesitzer begann plötzlich zu kichern. Er hatte sich in eine regelrechte Euphorie hineingeredet, in der aber auch eine gehörige Portion Todesangst mitschwang.

»Ihr sollt nun den Grund eures Todes erfahren«, sagte Clifton. »Erinnert ihr euch noch an die Party?«

Die Männer nickten.

»Dort habt ihr mich zur allgemeinen Gaudi in den Pool geworfen.«

»Aber das war doch nur Spaß«, sagte Sean McCormick.

»Für euch vielleicht – für mich aber nicht. Und doch kam mir dieser Auftakt wie gerufen. Es war für mich ein willkommener Grund, um Perry zu killen. Meinen lieben Bruder Perry, den ich gehaßt habe bis aufs Blut. Er hat mich immer gehänselt, mir sogar ein Mädchen ausgespannt, und da habe ich Rache geschworen. Es hat lange gedauert. Ich habe mich in mein Reich vergraben und bin fasziniert worden von der Magie der südamerikanischen Indianer. Ich wurde wie rasend. Ich las Bücher, schlang alles an Wissen in mich hinein, und dann kam mir ein glücklicher Zufall zu Hilfe. Ich konnte einen Schrumpfkopf erwerben. Damit waren die Voraussetzungen für eine geglückte Rache geschaffen. Ich begann, den Schrumpfkopf zu beschwören, und ahnte damals noch nicht, daß eine Magie in ihm wohnte. Ich stand plötzlich dem schwarzen Würger gegenüber. Ja, es ist unwahrscheinlich. Sobald ich den Schrumpfkopf in die Hand nehme, verformt er sich. Dann kann ich ihn über meinen Schädel stülpen, und meine Gedanken werden Realität. Ich habe mir den schwarzen Würger immer wieder gewünscht, und er ist erschienen. Monatelang habe ich das Geheimnis für mich behalten, aber Perry wurde immer schlimmer. Mehr denn je hat er mich gehänselt und aufgezogen – bis zu seinem Geburtstag. Als ich hinging, hatte ich noch gar nicht gewußt, daß Perry sterben würde. Die Idee ist mir erst

gekommen, als ihr mich in den Pool geworfen habt. Und da habe ich geschworen, all die, die dabeigewesen waren, furchtbar zu bestrafen. Jonny Reno hat es als zweiten erwischt, und Phil Diamont bekomme ich auch noch.«

»Das ist doch Wahnsinn!« keuchte Sean McCormick. »Sie – du kommst doch nie durch. Und dein Vater – was hatte er denn damit zu tun? Weshalb hast du ihn umgebracht?«

»Umbringen lassen«, korrigierte Dan Clifton. »Mein Vater hat mich geschlagen. Er hat es tatsächlich gewagt, mich zu schlagen. Da konnte ich nicht anders. Der Würger hat ihn umgebracht. Er ist ja kein Mensch. Er ist ein Dämon, entstanden durch Gedankenkraft und finstere Beschwörungen. Und er ist stärker als ein Mensch. Ihr werdet gegen ihn nicht ankommen.«

Dan Clifton begann wieder zu lachen. Der Wahnsinn sprach bereits aus seinen Worten. Dan Clifton war nicht mehr normal. Er hatte die Schwelle zur Geistesgestörtheit schon überschritten. Aber es war ein gefährlicher Schritt gewesen. Ein Schritt, zu dem ihn die Mächte der Finsternis hingeleitet hatten. Sie waren es gewesen, die Dan Clifton gestärkt hatten. Sie hatten sich seiner als Werkzeug bedient. Er war Wachs in ihren Händen seit dem Tag, als er zum erstenmal die Faszination des Bösen erlebt hatte.

Und nun wollte Dan Clifton einen Schlußstrich ziehen!

Endgültig!

»Habt ihr noch irgend etwas zu sagen?« fragte er mit scharfer Stimme. Astor und McCormick blickten sich an. Sie hoben die Schultern. McCormick spannte die Muskeln. Er wollte sich hier nicht kampflos umbringen lassen.

Al Astor war zu keiner Gegenwehr mehr fähig. Bleich und zitternd stand er da – und dann…

»Kill sie!« peitschte Dan Cliftons Stimme durch das Gewölbe. Und dann überstürzten sich die Ereignisse…

***

John Sinclair hörte den Mordbefehl und stieß mit einem Ruck die Tür auf.

Wie ein Tornado fegte er in den Keller.

In Sekundenschnelle prägte er sich das schreckliche Bild ein. Er sah den schwarzen Würger, der seine Mörderhände bereits um Sean McCormicks Hals gelegt hatte und den Mann, der sich heftig wehrte, gnadenlos zu Boden drückte.

Dan Clifton hatte den gräßlichen Schrumpfkopf aufgesetzt, dessen Augen in einem unheimlichen Feuer glosten.

Und er sah John Sinclair auch als erster.

Brüllend hechtete er auf ihn zu.

John blieb stehen, duckte sich und rammte Dan Clifton beide Fäuste in die Magengrube.

Der junge Mann würde zurückgefegt bis zur Wand, prallte dort mit dem Rücken gegen einige indianische Masken und riß sie mit zu Boden.

John Sinclair wollte nachsetzen, doch in diesem Augenblick griff der schwarze Würger ein.

Er ließ von Seah McCormick ab und war einen Herzschlag später bei John Sinclair.

Hart packte die unheimliche Gestalt zu.

John versuchte, den Würgehänden noch auszuweichen, schaffte es aber nicht mehr. Die Klauen fuhren an seiner Schulter vorbei und umklammerten zielsicher seinen Hals.

John bückte sich, wollte den Unheimlichen über seinen Kopf schleudern, doch der Würger glich die Bewegung aus und drückte nur noch fester zu.

Er hatte den Geister-Jäger von hinten gepackt, wurde also nicht durch den Anblick des Kreuzes gebannt.

Aus den Augenwinkeln sah der Oberinspektor, daß Sean McCormick und Al Astor die günstige Gelegenheit ergriffen und aus dem Raum verschwanden. Sie rannten, als säße ihnen der Teufel im Nacken. John Sinclair kämpfte um sein Leben.

Gnadenlos drückte ihm der schwarze Würger die Luft ab. Auch Dan Clifton hatte sich wieder gefangen. Er rappelte sich auf und griff nach einem langen Speer, der waagerecht auf zwei in der Wand eingelassenen Eisenhaken lag.

»Ich bringe dich um!« brüllte Dan Clifton mit sich überschlagender Stimme.

Für John Sinclair wurde es kritisch.

Der Geister-Jäger hatte die rechte Hand unter sein Jackett schieben können. Die Finger umklammerten den Kolben der Pistole. Diesmal war die Waffe mit silbernen, geweihten Kugeln geladen. Noch immer drückte der Würger dem Geister-Jäger erbarmungslos die Kehle zu. Er hatte die Kräfte der Hölle und riß den Oberinspektor nach hinten.

Johns Körper bog sich wie eine Stahlsehne.

In der gleichen Sekunde rannte Dan Clifton los. Den Speer hielt er mit beiden Händen umklammert, wollte John Sinclair die Spitze in die Brust rammen und den Geister-Jäger aufspießen.

Es ging um Sekunden!

Clifton brüllte. Er wollte sich bei seinem tödlichen Angriff selbst Mut machen.

John Sinclair blieb keine andere Wahl, wenn er sein Leben noch retten wollte.

Er sah den jungen Clifton bereits durch einen roten Nebelschleier.

Nur die Augen in dem höllischen Schrumpf kopf leuchteten wie übergroße Sonnen.

John Sinclair schoß.

Dreimal zog er den Stecher der Waffe durch. Dreimal platzten Feuerblumen auf.

Clifton schluckte alle Kugeln. Sie warfen ihn zurück.

Und noch ein viertes Mal schoß John Sinclair, ehe er in den Strudel der Bewußtlosigkeit gerissen wurde.

Die geweihte Silberkugel drang in den häßlichen Schrumpfkopf, der daraufhin zerplatzte wie eine überreife Tomate.

Die Kräfte der Weißen Magie waren ungeheuer stark. Während Dan Clifton zusammenbrach, wurde der Schrumpfkopf endgültig zerstört. Er stand plötzlich in Flammen, die blitzschnell die Pergamenthaut auffraßen und Sekunden später schon blaugraue Asche durch die Luft wirbeln ließen.

Dan Clifton geschah nichts. Das magische Feuer verschonte ihn. Aber John Sinclairs Kugeln hatten ihn getötet. Dan Clifton lag auf dem Boden – inmitten einer Blutlache.

Und der schwarze Würger? Die Horrorgestalt aus einer anderen Dimension?

Der Unheimliche war vergangen wie ein Nebelstreif im Wind. Mit dem Brand der Maske hatte auch er sich aufgelöst. Buchstäblich im letzten Augenblick hatten sich die würgenden Klauen von John Sinclairs Kehle gelöst.

Aber das hatte der Oberinspektor nicht mehr mitbekommen. In tiefer Bewußtlosigkeit lag er auf dem Steinboden des finsteren Gewölbes. John wurde erst wieder wach, als ihm jemand mit einem feuchten Lappen über das Gesicht rieb.

Verwirrt blinzelnd schlug der Geister-Jäger die Augen auf. Dicht über sich sah er Henrys Gesicht. Der Butler blickte ihn ernst an. John versuchte ein Lächeln, das ihm jedoch schlecht gelang. Sein Hals schmerzte zum Gotterbarmen.

»Es ist alles in Ordnung, Herr Oberinspektor«, sagte der Butler. »Ich war mit Mister McCormick im Keller. Dan Clifton ist tot. Sie haben es geschafft, Sir.«

»Geben Sie mir bitte ein Glas Wasser!«

Der Anwalt reichte ihm ein Glas. John trank in kleinen, vorsichtigen Schlucken.

Dann stand er auf.

Henry hatte ihn auf ein Sofa gebettet gehabt. Sean McCormick reichte John die Hand.

»Danke«, sagte er, »ohne Sie wären wir verloren gewesen.« John nickte. Dann erkundigte er sich nach Al Astor.

»Wir haben ihn in ein anderes Zimmer gebracht«, sagte der Anwalt.

»Er hat einen Herzanfall bekommen. Ein Arzt ist schon alarmiert worden.«

»Okay!« John nickte. Dann ging er zum Telefon, um Superintendent Powell anzurufen.

***

*Zwei Tage später*

John Sinclair bekam eine offizielle Belobigung. Powell war stolz darauf, ihm die Urkunde des Innenministers zu überreichen. Der letzte Fall war dem Superintendenten doch sehr an die Nieren gegangen. »Es ist selten, daß jemand diese Ehre zuteil wird«, sagte Powell. »Ich bin stolz auf Sie, Sinclair.«

John hob die Schultern. »Hauptsache, Sie sind stolz, Sir.«

»Wie soll ich das verstehen?«

John faltete die Urkunde zusammen und ließ sie in seiner Jackettasche verschwinden. »Wissen Sie, Sir«, sagte der Oberinspektor, »ich habe ja nur meine Pflicht getan. Und was meinen Sie, was ich jetzt mache?«

»Ich bin kein Hellseher.«

»Ich kaufe mir eine Flasche, ziehe mich in meine eigenen vier Wände zurück, stelle das Telefon ab und lasse mich ganz langsam vollaufen.« John Sinclair hatte schon längst die Tür hinter sich geschlossen, als Superintendent Powell immer noch kopfschüttelnd vor sich hinstarrte. Er verstand die Welt nicht mehr.

***ENDE***